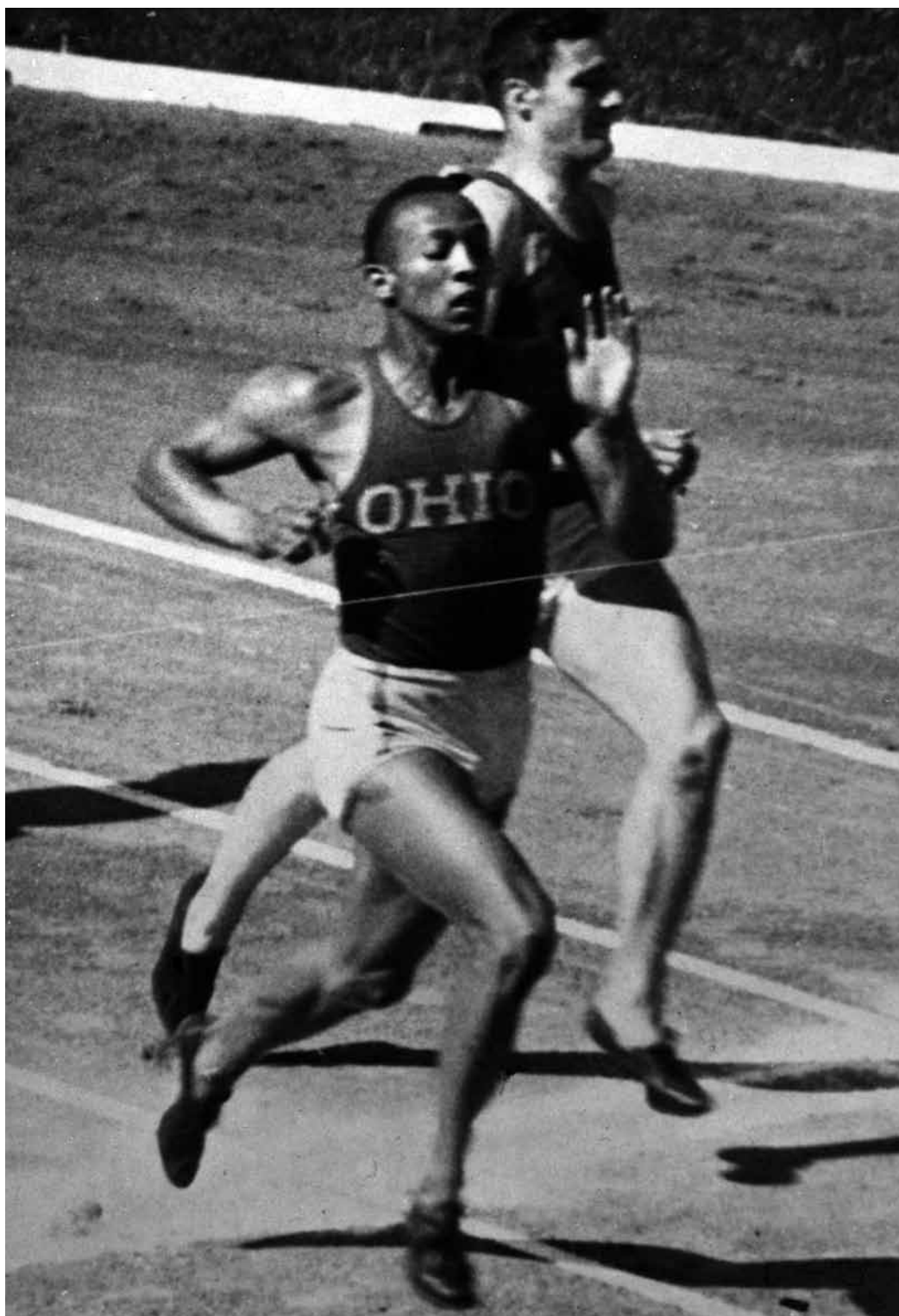


Rundbrief



Inhalt

Jubiläum

- S. 4 Spaß am Falschmachen – Impulse aus der Arbeit Heinrich Jacobys für die Pädagogik | *Inken Neubauer*
- S. 6 Werkstatttag: Der Ferien-Einführungskurs von Heinrich Jacoby im Jahr 1956. Ein Tag zur Auseinandersetzung mit einem Tondokument
- S. 9 Werkstatttag – Bericht einer Teilnehmerin | *Birgit Rohloff*
- S. 10 Die Bibliothek Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys | *Norbert Klinkenberg*

Forum

- S. 14 Zur Frage nach einer Ausbildung in der Arbeit von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby | *Marianne Haag*

Musik

- S. 19 „Als erstes nehme ich ihnen mal die Noten weg“ – Erfahrungen des Cellisten und Lehrers Prof. Wolfgang Boettcher

Erfahrungen

- S. 23 Vertrauen – Probieren in einem Neuköllner Hinterhof | *Katharina Voigt*
- S. 24 Anwesend und unmittelbar erreichbar sein | *M.W.*

Im Archiv geblättert

- S. 25 Keine Lust haben | *Sabina Keiling*

Erinnerungen

- S. 27 Immer mehr ins Leben kommen... Zum Gedenken an Maya Rauch | *Verena Ehrich-Haefeli*
- S. 30 Erinnerungen an Walter Biedermann (1920-2009) | *Inken Neubauer*

Neue Bücher

- S. 31

Aus dem Vorstand

- S. 32 Ein Wort zur finanziellen Situation der Stiftung und zu den Ermäßigungen von Kursgebühren | *Udo Petersen*

Nachrichten und Hinweise

- S. 33
-

Liebe Leserin, lieber Leser,

nicht nur wegen seiner vielen Weltrekorde war Jesse Owens ein Ausnahmeathlet. So kraftvoll und zugleich geschmeidig ..., so zielgerichtet und zugleich in Kontakt zu sich selbst ..., so gespannt und elastisch, aber nicht verspannt ... wie Owens auf dem Titelfoto sieht man wohl selten einen Leistungssportler. Es ist diese hier spürbar werdende Qualität von Verhalten, um die es Heinrich Jacoby und Elsa Gindler in ihrer Arbeit ging. Sie hatten erkannt, wie weitreichend die sich daraus ergebenden Konsequenzen nicht nur für das Individuum, sondern auch für das soziale Miteinander und für die Gesellschaft sind.

In dieser elften Ausgabe des Rundbriefs bilden Beiträge zur Arbeit Heinrich Jacobys, der im April 2009 120 Jahre alt geworden wäre, einen Schwerpunkt. Erstmals nehmen wir im Rahmen des Rundbriefs die immer wieder diskutierte Frage der Ausbildung auf. Neu ist die Rubrik „Im Archiv geblättert“, in der regelmäßig Texte aus dem Archiv veröffentlicht werden.

Fotos aus Zeitungen, Zeitschriften und Büchern dienten Gindler und Jacoby dazu, Aspekte ihrer Arbeit spürbar werden zu lassen. Sportler und Musiker waren dabei ein Fokus ihres Interesses, weil an ihnen Qualitäten des Verhaltens deutlich zu erkennen waren. In diesem Rundbrief veröffentlichen wir Fotos, die schon Jacoby und Gindler in ihren Arbeitsgemeinschaften gezeigt haben oder die später in das Bildarchiv der Stiftung gekommen sind. Trotz der Instrumentalisierung, die Jesse Owens und anderen durch die Nationalsozialisten geschehen ist, meinen wir, dass es möglich ist, diese Fotos heute zu zeigen. Jacoby, selbst Opfer des Nationalsozialismus und Elsa Gindler, die sich engagiert für Verfolgte einsetzte, standen auch mit ihrer Arbeit in ausdrücklicher Distanz zum nationalsozialistischen Wahn.

Auch wenn in diesem Rundbrief die historische Perspektive überwiegen mag, erscheint uns die Arbeit Gindlers und Jacobys alles andere als unzeitgemäß oder überholt. Im Gegenteil: Das Titelbild war für uns angesichts der heutigen schnelllebigen Zeit besonders ansprechend: Owens wirkt mitten im schnellsten Sprint doch ruhend in sich selbst. Wer würde sich das nicht auch wünschen?

Wir wünschen Ihnen eine spannende Lektüre,

Inken Neubauer im Namen der Redaktion

Impressum:

Rundbrief (Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung) ISSN 1861-8139 | Herausgegeben vom Vorstand der Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung
ViSdP: Dr. H.P. Wüst, Nassauische Straße 64, 10717 Berlin | Redaktion: Marianne Haag, Sabina Keiling, Beate Lock, Inken Neubauer, Mitarbeit von Claudia Kammerichs
Gestaltung: steffel:marketing&pr, Ulrike Steffel, Hamburg
Mit vollem Namen gezeichnete Beiträge decken sich nicht unbedingt mit der Meinung der Redaktion. | Auflage: 2500
Redaktionsschluss für den Rundbrief Nr. 12 / 2010: 31.05.2010

Fotonachweise:

Titelfoto und Seiten 4, 7, 9, 12, 16, 21: Archiv der Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung.
Seite 13: Bernd Roselieb
Seite 26: ullstein bild

Jubiläum

Im April 2009 wäre Heinrich Jacoby (1889–1964) 120 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass widmen wir seiner Arbeit in diesem Rundbrief einen Schwerpunkt. In diesem werden einige Aspekte der Arbeit Jacobys beleuchtet, denn es ist unmöglich, im Rahmen dieses Hefts die Vielfalt und Tiefe seiner Arbeit darzustellen. Textauszüge aus einem Ferieneinführungskurs von 1956 bieten die Möglichkeit der Auseinandersetzung mit dem „Original“. Darüber hinaus finden sich Anmerkungen zur nun neu geordneten Bibliothek Heinrich Jacobys, deren Bände wichtige Hintergrundinformationen zur Arbeit enthalten. Kurze Überlegungen zur Bedeutung der Arbeit Jacobys für die Pädagogik eröffnen den Schwerpunkt.

Spaß am Falschmachen – Impulse aus der Arbeit Heinrich Jacobys für die Pädagogik

Inken Neubauer

„Hier sollt Ihr Spaß am Falschmachen haben“ – diese Maxime hätte Heinrich Jacoby (1889–1964) gern über dem Eingang von Schulen geschrieben gesehen. Konsequenter erfahrungsorientiertes Lernen war ihm, der als Pionier einer erfahrungs- und leiborientierten Pädagogik gilt, zeitlebens ein Anliegen. „Ich hoffe, dass Sie bei mir nichts lernen werden...“ gehörte zu den provozierenden Äußerungen, mit denen er die Teilnehmenden seiner Arbeitsgemeinschaften stets konfrontierte. Damit machte er deutlich, dass ihm nicht daran gelegen war, dass Teilnehmende seine Ausführungen mit einer Haltung der Wissbegier, des Nachvollziehens fremder Wissensbestände hörten. Heinrich Jacoby ging es darum, eigenständige Erfahrungs- und Erarbeitungsprozesse zu initiieren, selbständige Auseinandersetzung zu ermöglichen, letztlich um Entfaltung und Nachentfaltung.

Jacoby war ein Grenzgänger zwischen den Disziplinen, ein unermüdlicher und unbequemer Kritiker der bestehenden Zustände. Jede Zuordnung seiner Arbeit zu einem bestimmten Fachgebiet stellt eigentlich eine unzulässige Verkürzung dar. Jacoby selbst hat sich immer wieder gegen Festschreibungen gewehrt, die er zu häufig als kontraproduktiv erlebt hatte. Dennoch ist heute, so meine ich, eine Zuspitzung auf konkrete Bereiche sinnvoll. Nur so kann fassbar werden, wo die Besonderheiten der Arbeit Jacobys liegen,

und nur so kann ein Diskurs innerhalb der Disziplinen aufgenommen werden.

In diesem Sinne möchte ich einige Bezüge der Arbeit zur Pädagogik skizzieren, auch wenn Jacoby nicht als Pädagoge missverstanden werden wollte. Wenn man die historische Perspektive verlässt, ist zu fragen, welche unabgeholten Impulse die Arbeit Jacobys für die heutige Pädagogik bereithält. Ein Beispiel ist das Thema Begabung, das mir wieder hochaktuell erscheint, nicht nur wegen der vielen derzeitigen Forschungen zum Thema Hochbegabung. In vielen Veröffentlichungen der Kultusministerien wird eine „begabungsgerechte Förderung“ der Schülerinnen und Schüler gefordert. Wie aber misst sich die? Wie beeinflusst das Bild, das ein Lehrer, eine Lehrerin von der „Begabung“ eines Schülers, einer Schülerin hat, die Entfaltungsmöglichkeiten? Werden sogenannte leistungsschwache Schüler(-innen) mit genügend Herausforderungen im Sinne zweckmäßiger Aufgabenstellungen konfrontiert, oder werden sie als „leistungsschwach“ abgeschrieben? Wie wirkt sich das eigene Begabungsverständnis der Lehrenden auf das ihrer Schülerinnen und Schüler aus?

Diese Fragen berühren einen gewaltigen Themenkomplex, der an dieser Stelle weder bearbeitet werden kann noch soll. Sie lassen jedoch ein wenig erahnen, dass die Verweigerung Jacobys, von einem



Heinrich Jacoby, Zürich 1934

festgelegten Begabungsverständnis von Menschen auszugehen, weitreichende Folgen für alle pädagogischen Prozesse hat.

Ein anderes Beispiel für aktuelle Impulse der Arbeit Jacobys sehe ich in seiner Forderung nach erfahrungsorientierten Lehr-/Lernprozessen. Diese liegt, wie viele andere (pädagogische) Vorstellungen Jacobys, dicht bei denen sogenannter Reformpädagogen oder auch aktuellen pädagogischen Bemühungen. Aber wie kaum ein anderer hat Heinrich Jacoby immer wieder auf die Notwendigkeit der Auseinandersetzung und Veränderung der Erwachsenen (Lehrenden) hingewiesen. Wer erfahrungsorientierte Lehr-/Lernprozesse initiieren möchte, muss diese selbst erlebt haben. Er oder sie muss erlebt haben, dass „Falschmachen“, Irritation, Nicht-können, Stolpern ein unhintergebar und produktiver(!) Bestandteil des Erfahrungsprozesses ist, sogar den eigentlichen Impuls darstellt. Wer als Lehrender – auf Grund der eigenen Lernbiografie – Angst vor dem Falschmachen hat, der kann zwar auf theoretischer Ebene von der Notwendigkeit erfahrungsorientierter Lehr-/Lernprozesse überzeugt sein, diese aber kaum tragfähig anleiten. Heinrich Jacoby betonte stets, dass die zweifelsohne wichtigen methodischen, didaktischen und fachlichen Kompetenzen von Lehrenden um ein Bewusstsein für

die Einflüsse von Erwachsenen durch ihre Person, ihr Verhalten erweitert werden müssten, wenn dieses nicht sogar allen Kompetenzen vorangestellt werden muss. In diesem Sinne lässt sich festhalten: „Spaß am Falschmachen“ muss wohl von vielen wieder erobert werden, ganz besonders von den Erwachsenen, damit die Kinder am besten gar nicht erst den Spaß verlieren.

„Eines ist sicher: Wer nicht an sich selber, wer nicht am eigenen Leib erlebt hat, was für Verwandlungen des Menschen und was für Veränderungen in der Qualität seiner Leistungen möglich sind, hat nicht die tiefe innere Überzeugung und das feste Vertrauen, die notwendig sind, um andere so ansprechen zu können, daß sie Vertrauen bekommen und entsprechend reagieren können.“ (Heinrich Jacoby 1945)

*Dr. phil. Inken Neubauer arbeitet als freiberufliche (Musik-) Pädagogin und Chorleiterin. Sie promovierte zur Arbeit Heinrich Jacobys und ist für die Öffentlichkeitsarbeit der Stiftung zuständig. Auseinandersetzung mit der Arbeit Gindlers und Jacobys in Kursen bei Marianne Haag und anderen. Lebt in Hamburg.
Inken.Neubauer@t-online.de*

Werkstatttag: Der Ferien-Einführungskurs von Heinrich Jacoby im Jahr 1956

Im Mai 2009 lud die Stiftung zum ersten Mal zu einem Werkstatttag in ihre Räume ein. Bei den von nun an jährlich stattfindenden Werkstatttagen wird jeweils eine Kostbarkeit aus dem umfangreichen Archiv der Stiftung, das sonst im Wesentlichen für Forschungszwecke genutzt wird, für die praktische Auseinandersetzung ausgewählt. Im Zentrum stand diesmal ein Auszug aus den Tonbandmitschnitten des Ferien-Einführungskurses von Heinrich Jacoby aus dem Jahr 1956. Das Angebot stieß auf großes Interesse: 20 Teilnehmende hörten die von Marianne Haag zusammengestellten Ausschnitte und setzten sich mit den in den Kursmitschnitten angesprochenen Themen auseinander.

Im Folgenden drucken wir Ausschnitte aus der Abschrift des vierten Kurstages (19.7.1956). Der Ferien-Einführungskurs von 1956 dauerte vier Wochen, in denen jeden Tag von 9 bis 12.30 Uhr gearbeitet wurde. Am Kurs nahmen 28 Menschen aus der Schweiz, Deutschland, Österreich und Amerika teil, einige waren bereits in Kursen von Elsa Gindler, Sophie Ludwig oder Heinrich Jacoby. Heinrich Jacoby war es wichtig, die Themen im Gespräch mit den Menschen sich entwickeln zu lassen. Er bat die Teilnehmenden so zu hören, dass ihnen die jeweilige Frage konkret werden und sie dazu Stellung nehmen konnten. Ungeklärtes sollte nicht in Gesprächen ausserhalb des Kurses „abgehakt“, vielmehr sollten Widersprüche oder Fragen ins Forum gebracht werden. Dies war unbedingt nötig, denn Jacoby zielte auf Klärung, auf ein Wissen, das auf Erfahrung gegründet war und verhaltensverbindlich wurde.

Sehen und Erfahrungsorganisation

Heinrich Jacoby: Diese ganz elementaren Sachen, das ist z.B. sich für [...] die Struktur unserer Erfahrausrüstung interessieren. [...] Dass Sie mal sich überlegen – auch etwas, was Sie eigentlich bei mir nicht zu hören brauchten, was Sie aus jeder Biologie- und Physiolo-

giestunde, die Ihnen je im Leben begegnet ist wissen können, was aber auch die Ärzte zwar wissen, aber nicht in ihren Konsequenzen zur Kenntnis nehmen –, wie ist unsere Erfahrausrüstung strukturiert?

Was müssen wir tun dazu, damit wir sehen können z.B.? [...] Das Sehen, das physiologische und physikalische Problem des Sehens? [...] Also, ich will nur ganz summarisch darauf hinweisen, wie es mit unserer Erfahrungsorganisation bestellt ist. Physiologisch und physikalisch sind die Verhältnisse so, dass ich willentlich nicht weniger als nichts dazu beitragen kann, damit ich sehe. Ausser, dass ich dafür Sorge, dass die Augenlider den Eingang für die Lichtstrahlen nicht verschliessen. Das ist das einzige. Jede Art von Anstrengung, von Emotion usw., die ich beim Sehen aufbringe, kann höchstens beschwerlich oder hinderlich sein, nie aber nützen.

Wer von Ihnen hat schon mal kleine Kinder, Säuglinge erlebt und war beeindruckt von der Art und Weise der Augen, die sie haben? Ist schon mal jemandem aufgefallen, wie angstlos, still und offen diese Augen sind, nichts von haben wollen, von behalten wollen, von besitzen wollen noch da drin ist? [...]

Warum stolpern wir nicht fortwährend, wenn wir gelernt haben, wie das Auge strukturiert ist und wie der Sehvorgang zustande kommt? Warum stolpern wir nicht, wenn wir selber glotzen? [...] Es schlägt doch dem ins Gesicht, was ich „theoretisch“ weiss. [...]

Stolpern, wenn wir merken, dass wir uns beim Schauen anstrengen [...], statt so gelassen und still und gehorsam zu sein, wie wenn Ihnen etwas nicht einfällt, und Sie wollen erlauben, dass es auftauchen darf.

Merken Sie, es ist die analoge Situation? Sie haben keine Muskeln, weder in Ihrem Hirn noch in Ihren Nerven, deren Kontraktion Ihnen fürs Einfallenlassen von etwas Vergessenem nützen kann. [...]

Wem ist aus eigener Erfahrung, auch wer sich noch nicht bewusst dafür interessiert hat, spürbar, dass man sich beim Sehen sehr häufig anstrengt? [...]

Wie ist es, wenn Sie etwas hören wollen?

„Die Geschichte von den fünf Sinnen“

H.J.: Es ist immer ein Gesamteindruck, der uns die Umwelt erleben lässt, nicht die Ohren oder das Tasten oder Riechen usw. Immer ist all das beteiligt. [...]

Es ist nichts irreführender, als die Geschichte von den fünf Sinnen. Weil Sie nichts von dem, was Sie wirklich als Erfahrung von der Aussenwelt, und wenn Sie dann die Propriozeptivität als Erfahrung aus der Innenwelt haben, durch einen Sinn oder durch zwei Sinne [erfahren]. Das ist nur diese Aufreihung. Uns beschreiben zu können, werden die Dinge getrennt. Und so hat man, um den Menschen besser beschreiben zu können, auch den Körper und den Geist getrennt.

Zum Problem Ganzheit und Zusammenhangsbetrachtung

H.J.: Wir reagieren fortwährend. Wenn wir uns hier unterhalten, appellieren wir anscheinend an den Ge-

hörsinn. Aber wir erleben gleichzeitig, dass es hier warm oder kalt ist, dass hier gute oder verdorbene Luft ist, wir erleben, dass wir unbequem sitzen, dass der Stuhlsitz hart ist oder weich ist, wir erleben die Notwendigkeit, auch wenn sie nicht bewusst ist, uns am Umfallen zu hindern. Wir müssen ja irgendwo etwas leisten, damit wir uns der Gleichgewichtslage nähern etc. Das ist alles gleichzeitig während wir hören. Aber da uns gerade das Gehörte wichtig ist, und uns unser intellektuelles Futter grad interessiert, so ignorieren wir, dass nichts ungefärbt bleibt durch alles andere. Und je mehr wir isolieren und spezialisieren, desto unzulänglicher sind die Auskünfte, die wir wirklich bekommen. Dort liegt ein Problem, wo es wirklich um mehr Ganzheitlichkeit der Erfahrung geht. Wo die Ganzheitlichkeit, die Ganzheit, jetzt so ein grosses Modewort geworden ist.

Wir wollen uns etwas mit dem Problem Ganzheit und Zusammenhangsbetrachtung beschäftigen, nicht



Gehörloses Mädchen, aus der Arbeit von Mimi Scheiblauer, Zürich

Jubiläum

theoretisch, weder psychologisch noch philosophisch, sondern als Tatbestände unserer Existenz. Denn, was die Leute nun als Ganzheit neu etikettieren, ist ja die Grundlage unseres Lebens. Denn während wir nun z.B. uns unterhalten, verdauen wir, bereitet sich die Ausscheidung vor, wird der ganze Stoffwechsel reguliert, wird der ganze Kreislauf reguliert, das alles spielt sich ab, während wir uns unterhalten. Und wenn ich sehr ärgerliche Dinge sage, die einem gegen das Gefühl gehen, die Affekte aktivieren, dann arbeitet Ihre Galle vielleicht anders und vielleicht haben Sie keinen Appetit heute Mittag, oder morgen Leberschmerzen, nur durch's Reden. Sie können sagen, das ist nun lächerlich. Aber es ist wahr. Und indem wir das ignorieren, nach Gründen suchen, warum dies oder jenes ist, wenn wir diese Tatsache ignorieren, führen wir immer unzutreffende Gründe an, wenn wir begründen. Weil ein grosser Teil entscheidender Faktoren, die nur nicht uns gerade bewusst werden, mit im Spiel sind. Und das ist noch immer nicht ganz ganzheitlich, denn, wenn ich mich nun um das kümmerge, was mir widerfährt, vergesse ich, dass es mir ja nur widerfährt z.B. dadurch, dass ein anderer mir das mitteilt; der gehört ja auch noch zu dem Erlebnis dazu. Und dass er mir mitteilt, was er mir mitteilt, und dass ich es aufnehme, mehr aufnehme oder weniger aufnehme, und die Gründe dafür gehören auch wieder zur Ganzheitlichkeit dieses Erfahrens. Denn ich erfahre auf dem Hintergrund meiner ganzen bisherigen Geschichte, auf dem Hintergrund alles dessen, was mich bisher getroffen hat. Auf dem Hintergrund kommt es, dass ich entweder mit Affekt reagiere' oder mit Gelassenheit reagiere, dass ich mit Erstaunen und Überraschung reagiere oder mit Verdruss und Widerstand reagiere. Überall steckt meine Geschichte dahinter. Ob ich Ihnen das von mir aus nun Sie bestürmend mitteile, oder mit dem Versuch, Ihnen gelassen das vorzulegen und Sie zu bitten, mal zu prüfen, ob das bei Ihnen auch so ist, gehört auch wieder zu meiner Geschichte. Also, wenn wir nicht diese Zusammenhänge, die sozialen und die historischen und die personalen berücksichtigen bei Dingen, die den Menschen angehen, mich angehen oder andere, bleiben meine Aussagen unzulänglich. Nicht nur meine Aussagen, auch meine Meinung über das, über das ich aussage. Und wenn ich den Körper vom Geist trenne und sag', ja das ist nur körperlich oder das ist eben nur geistig, dann begehe ich das ei-

gentliche Majestätsverbrechen wider den Geist. Denn der Geist ohne das Ganze ist ein Irrtum. Der Leib ohne das Ganze ist ein Irrtum. Obwohl ich eine Fülle von Kenntnissen, von Konstatierungen am Material, das wir darbieten, sammeln kann. Sie wissen, Anatomie vollzieht sich an der Leiche. Und die Anatomie hat uns sehr wichtige Einsichten und Erkenntnisse gebracht. Aber die Erkenntnisse der Anatomie lassen sich nur bedingt auf den lebenden Menschen übertragen. Wenn ich aber an dem lebenden Menschen herumschneiden muss, und ich dadurch Geländekenntnisse in der Anatomie gewonnen habe, dann ist die Anatomie von grösster Bedeutung. Wenn ich erst bei jedem neuen Menschen entdecken will, wie's bei ihm aussieht, dann möchte ich nicht gern operiert werden.

Also, die Forderung, wenn wir schon von ganzheitlich reden, uns klar zu sein, was alles berücksichtigt werden müsste, wenn wir das Recht haben sollen von ganzheitlich zu reden, diese Forderung ist aus, möchte ich sagen, Wahrhaftigkeitsgründen immer wieder zu stellen. Dass es unmöglich ist, das alles gleichzeitig zu erfüllen im Moment, ist selbstverständlich. Darum muss man ja wieder auseinander gliedern. Aber wenn man sich die Grundlage aller gleichzeitigen Erfassung bewusst gegenwärtig hält, dann wird man immer sich daran erinnern, bei jeder Teilfeststellung, dass sie ergänzungsbedürftig ist und nicht von den Teilfeststellungen, wenn sie noch so spezialisiert wären, Auskünfte von allgemeiner Bedeutung sich anmassen abzuleiten.

Ausschnitte aus dem 4. Kurstag (19.07.1956) des Ferien-Einführungskurses von Heinrich Jacoby



Man kann überdurchschnittliche Leistungen erpressen, und kann sie erspielen.

Heinrich Jacoby, Ferien-Einführungskurs 1956

Werkstatttag – Bericht einer Teilnehmerin

Birgit Rohloff

Der erste Werkstatttag, der im Mai 2009 mit 20 Teilnehmern stattfand, wird wohl nicht der letzte gewesen sein. Über Heinrich Jacoby nicht nur zu lesen, sondern ihn in einem Einführungskurs hören zu können, war im wahrsten Sinne ansprechend.

Deutlich wurde, wie entscheidend es ist, die Stimme eines Menschen zu hören, wenn man mehr über ihn erfahren möchte. Jacoby hat seine Arbeitsthemen nicht am Schreibtisch erdacht, sondern mitten aus der lebendigen Beziehung zum Stoff sprechen können. Diese Verbindung und sein Anliegen, Kurse zu geben, um andere Menschen für Fragen nach lebendigem Sein zu interessieren, wirkten auch jetzt, an diesem Sonntag, auf die Hörenden in der Stiftung. Es entstand eine nachdenkliche, freundliche und ruhige Atmosphäre.

Wir wurden angesprochen von Jacoby und den damaligen Kursteilnehmern, und konnten unsere eigenen Erfahrungen mit den ihren vergleichen. Jacoby fragte immer wieder, ob alle dem Gesprächsverlauf folgen konnten, ob es noch Fragen, ob es noch Unklarheiten zu den Themen gäbe. Auch dadurch muss es wohl in den Kursen bei ihm eine recht muntere Auseinandersetzung gegeben haben. Jacoby wirkte sehr engagiert, sehr klar, auch humorvoll. Er ließ

nicht immer jeden Teilnehmer ausreden, war sehr interessiert daran, an der Sache zu bleiben. Wobei die angesprochenen Themen sehr weitgefasst waren. Es ging von Newton, der die Schwerkraft anhand eines von einem Baum fallenden Apfels befragte, bis nach Amerika zur Zeit der Kommunistenverfolgung in den 50er Jahren.

In den Hörpausen verglichen wir die Eindrücke und die Wirkung des Gehörten auf uns. Bereits im Einführungskurs wurde ein großes Aufgabenfeld ausgebreitet, das den Menschen betrifft, egal wann und wo er lebt. Die gehörten Kurssequenzen waren auch mehr als fünfzig Jahre nach der Aufzeichnung sehr anregend für weitere Auseinandersetzungen.

Birgit Rohloff arbeitet als Physiotherapeutin. Seit 1981 Auseinandersetzung mit der Arbeit Gindlers und Jacobys in Kursen bei Marianne Haag. Seit 2003 Referentin für die Stiftung, sie leitet einführende und weiterführende Kurse. Lebt in Berlin.

BirgitRohloff@web.de

Die Bibliothek Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys

Norbert Klinkenberg

Stark gekürzte Fassung des Vortrags von Norbert Klinkenberg am 15. November 2009 in den Räumen der Jacoby – Gindler – Stiftung in Berlin. Das vollständige Manuskript kann für 5 Euro über das Büro der Stiftung bezogen werden.

Die jetzt geordnete Bibliothek Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys ist 1997 der Stiftung mit dem Nachlass Sophie Ludwigs (1901–1997) vermacht worden, der langjährigen Freundin und Weggefährtin Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys. Beim Umzug der Stiftung in die neuen Räumlichkeiten in Berlin-Grünwald kam der gesamte Bücherbesitz Sophie Ludwigs in die Teplitzer Straße und stand dort durcheinander gewürfelt in den Regalen. Diese Bücher konnten nun erfasst, katalogisiert und geordnet werden. Vom Bestand her wurde die Jacoby–Gindler-Bibliothek bei der Neuordnung auf folgende Bände konzentriert: Bücher, die dem ursprünglichen Besitz Elsa Gindlers oder Heinrich Jacobys zuzuordnen sind, alle weiteren Bücher aus dem Nachlass Sophie Ludwigs vor 1964, einzelne Bücher aus dem Besitz Sophie Ludwigs, wenn ihr Inhalt oder die Person des Autors oder Schenkers in besonderer Weise mit Elsa Gindler, Heinrich Jacoby und deren Arbeit verbunden waren und wenn die Aufstellung des Buches als Anschauungs- und Arbeitsmaterial für Kurse in den Arbeitsräumen Sinn macht.

Es handelt sich um 1326 Titel. Der anregendste und fruchtbringendste Weg, die Bibliothek zu nutzen, ist sicher der des Schmökerns und des Müßiggangs. Die Anordnung in Sachgruppen soll dies unterstützen. Bücher können aber auch über ein Computerprogramm und die Eingabe von Autor, dem Titel oder Titelworten gefunden werden. Ebenso erschließen Oberbegriffe und etwa 4000 erfasste Schlagworte Sachgruppen oder Einzeltitel.

1. Zugang zur Biographie und den Interessen

Zunächst bietet die Bibliothek einen Zugang zur Biographie und den besonderen Interessen ihrer Besitzer. Das gilt besonders für Heinrich Jacoby, der nach seiner Flucht in die Schweiz 1933 dort erst allmählich wieder seine Bibliothek versammeln und – bei allerdings

sehr begrenzten Mitteln – weiter ausbauen konnte, während Elsa Gindlers Bücher und Unterlagen zu ihrer Arbeit 1945 in den letzten Kriegstagen in Flammen aufgingen. Wir wissen über Jacobys Biographie, seine Herkunft, seine Ausbildungen (u.a. eine Schlosserausbildung) oder seine Ehe bislang noch recht wenig. In einigen Büchern finden sich über Widmungs- oder Besitzvermerke biographische Hinweise.

Jacoby war ein noch umfassend gebildeter und grundlegend interessierter Privatgelehrter. So finden sich viele der von ihm berührten Themenbereiche auch in ganzen Büchergruppen wieder. Die erstaunliche Vielfalt der Themen zeigt, wie vieles Jacoby im Leben interessiert hat und wie er sich dann dazu Material verschaffte, um sich tiefer damit auseinanderzusetzen – bis hin zur Ergreifung von Sprache und Wort mithilfe oft hinzugezogener Lexika und etymologischer Wörterbücher. In einem Kurs bemerkte Jacoby einmal: „Wissen Sie, ich maße mir nicht an zu sagen, dass ich das alles gut versteh'. Aber ich glaube mit gutem Gewissen sagen zu können, dass ich nichts angetroffen habe und wahrscheinlich auch nichts mehr antreffen werde, über dessen grundsätzliche Beschaffenheit ich mir nicht ein klares Bild verschaffen kann" (Ferien-Einführungskurs 1956).

2. Beziehungen zum Buch und über Bücher: „in einer ganz guten Gesellschaft“ und in der „geistigen Heimat“

Es lohnt sich, an dieser Stelle eine kurze Reflexion einzuschieben darüber, was Bücher für Heinrich Jacoby bedeuteten. Jacoby wurde nicht müde zu betonen, dass Wissen etwas wesentlich anderes als Erfahrung sei und bloß Gewusstes ohne Erfahrung geradezu schädlich. Im Ferien-Einführungskurs 1956 kommt Jacoby auf das Problem zu sprechen, „dass man in einem guten Buch nur so viel findet, was man selber schon ist.“ Aber Bücher können den, der Einsichten gewonnen hat, auch bestätigen und ihm zusprechen: „Also, meine ersten Ermutigungen habe ich aus Büchern erlebt. Weil in meiner Umwelt niemand... fand, es könnte was vernünftig sein von dem, mit dem ich mich beschäftigte. Bis ich dann eben so ein paar Sachen gefunden habe, habe ich

Ich habe kein utilitaristisches Ziel. Die Nützlichkeit im Moment ist mir nicht so wichtig als die Klarheit für die Zukunft.

Heinrich Jacoby, Ferien-Einführungskurs 1956

gemerkt: Ach, du bist in einer ganz guten Gesellschaft. Das hat mir wohl getan."

In diesem Sinne einer durchaus kritischen Suche nach „guter Gesellschaft“ haben Heinrich Jacoby, Elsa Gindler und Sophie Ludwig auch untereinander mit diesen Büchern gelebt und gearbeitet. In vielen Büchern der hinterlassenen Bibliothek finden sich ergänzende Drucksachen und Zeitungsberichte, vor allem aber auch Notizzettel mit Anmerkungen zum Buch, Anstreichungen und Anmerkungen Jacobys und vielfach später von Sophie Ludwig. Man darf formulieren, dass das Gespräch zwischen den Dreien auch ein Gespräch über Bücher und mit Büchern war und dass Bücher der materielle Ausdruck einer geistigen Heimat waren, die sich Elsa Gindler, Heinrich Jacoby und Sophie Ludwig gegenseitig boten. Selbst wenn Jacoby etwa zu Weihnachten 1959 nur wenige Tage in Berlin sein konnte, bezeichnete er diese Tage in einem Brief als sein „zuhause sein“ (Brief an E. Rotten vom 11.1.1959). Bei solchen Treffen zu den Festtagen tauschte man Bücher mit dem Anspruch aus, dass in ihnen Stoff zur Auseinandersetzung liege. So schenkte Elsa Gindler Jacoby zu seinem Geburtstag im April 1952 die deutsche Übersetzung von Grantley Dick Reads „Mutter werden ohne Schmerz. Die natürliche Geburt“; zweifellos nicht das konventionelle Geburtstagsgeschenk für einen Herrn, sondern Thema im Zusammenhang mit dem, was Jacoby die natürlichen Funktionsmöglichkeiten des Organismus nannte. Zu einem für die damalige Zeit ebenso ungewöhnlichen Thema, wie dem natürlichen Sehen oder Sehen ohne Brille, finden sich neben den heute als klassisch geltenden Arbeiten auch ältere Monographien zu diesem Thema, das Jacoby offensichtlich schon früh beschäftigt hat.

3. Beziehungen zu Schülern und Freunden der Arbeit

Daneben schlägt sich in der Bibliothek die Arbeit und Freundschaft mit „Schülern“ und Geistesverwandten nieder. Wir finden zahlreiche Widmungen mit Dank über die empfangenen Anregungen oder Buchgeschenke von Teilnehmern an den Arbeitsgemeinschaften. Der Genfer Musikwissenschaftler Willy Tappolet nahm häu-

fig an den Kursen Jacobys und Elsa Gindlers teil und ließ Jacoby wiederum seinerseits an seinen Veröffentlichungen teilhaben, die er ihm regelmäßig zuschickte. Teilnehmer an den Arbeitsgemeinschaften und Freunde bekundeten durch persönliche Widmungen nicht nur ihre Zuneigung, sondern zeigten häufig an, was sie bei Erstellung ihrer eigenen Arbeiten den „Lehrern“ verdankten. Bekannt ist die ergebniswirkende Widmung von Moshé Feldenkrais (1904–1984) in seinem Buch: „Body and Mature Behaviour“ nach seiner mehrtägigen Begegnung mit Jacoby 1950 in Zürich (N. Klinkenberg: Moshé Feldenkrais und Heinrich Jacoby – eine Begegnung, Berlin 2002). Aus dem Briefwechsel zwischen Jacoby und Feldenkrais wissen wir von einem regen Buchaustausch.

Von der ungarischen Kinderärztin und Kinderpädagogin Emmi Pikler (1902–1984), einer anderen Pionierin im Forschungsfeld von Bewegung, Lernen und Erziehung, finden sich in der Bibliothek mehrere Ausgaben ihres Buches über die kindliche Bewegungsentwicklung. In einem anderen Buchgeschenk dankt die ausgezeichnete Fotografin des Piklerschen Buches, Marian Reismann Jacoby „für die Erschauung der Dinge, zu der Sie mir indirekterweise verholfen haben.“

Eine besondere Beziehung war die zwischen der schweizerischen Reformpädagogin und Friedensaktivistin, zugleich Übersetzerin englischer und amerikanischer Literatur Elisabeth Rotten (1882–1964) und Heinrich Jacoby, die ihrem „Meister Heinrich“, aber auch Elsa Gindler und Sophie Ludwig Bücher übereignete. Rottens Übersetzungsarbeit und Einfluss verdanken sich auch die in der Bibliothek vertretenen modernen amerikanischen Autoren, wie John Galsworthy oder Upton Sinclair.

Einen großen Raum nehmen in der Bibliothek Bände zu Psychologie und Psychotherapie ein. Unter den „Psychostichworten“ („Psyche“, „Psychoanalyse“, „Psychologie“ bis „Psychotherapie“) werden im Bibliothekscomputer 139 Titel ausgewiesen. Wir wissen von Zeitzeugen, dass die Auseinandersetzung damit für Heinrich Jacoby ein wiederkehrendes Thema war. So finden wir in der Bibliothek zahlreiche Arbeiten von Sigmund Freud (1856–1939). Von Interesse dürften den danach Forschenden

Jubiläum

die Anmerkungen in einzelnen Büchern Freuds werden. Einen besonderen Stellenwert nehmen unter den psychoanalytischen Büchern die Arbeiten des „Psychohygienikers“ Heinrich Meng (1887–1972) ein. Meng war ein langjähriger Freund Jacobys bereits in den 20er Jahren. Die Bedeutung Mengs liegt darin, dass er ein entschiedener Vermittler psychoanalytischen Gedankenguts für die Alltagspraxis wurde. In seiner Autobiographie („Leben als Begegnung“, Stuttgart: Hippokrates 1971) verweist Meng darauf, dass ihm Jacoby gezeigt habe, „welche praktischen und psychohygienisch relevanten Konsequenzen seine über Jahrzehnte durchgeführten Verhaltensforschungen zeitig“ hätten.

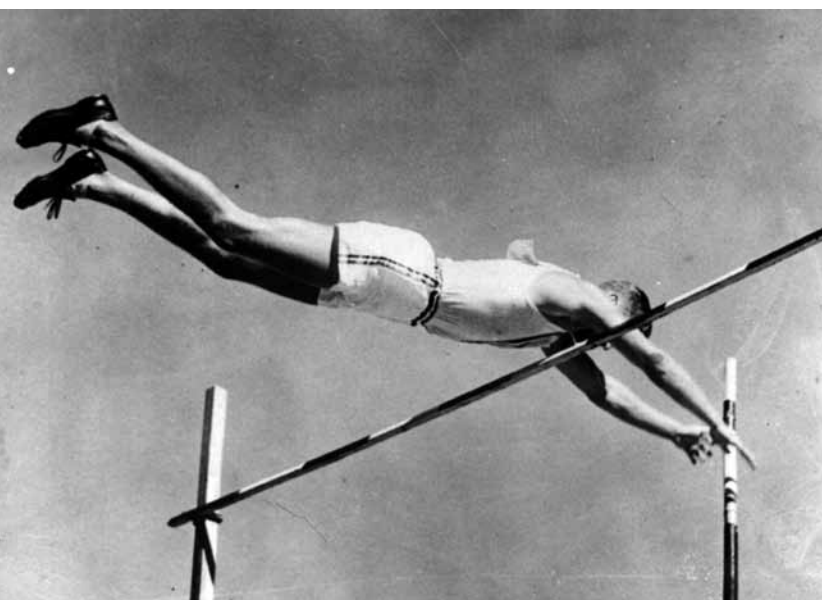
Von den bildenden Künstlern, mit denen Jacoby in geistigem Austausch stand, sind u.a. die Bauhauskünstler Wassily Kandinsky (1866–1944), László Moholy-Nagy (1895–1946) und seine Frau, die „Bauhausfotografin“ Lucia Moholy (1894–1989), ferner Jankel Adler (1895–1949) in der Bibliothek vertreten.

4. Zum Verhältnis von Jacoby–Gindler–Arbeit und Buch, Überprüfung und Wissen

Die Bibliothek ist zweifellos ein Spiegel der Vielseitigkeit, der vielseitigen Interessen, der unterschiedlichsten Fragestellungen, ein Spiegel der Kommunikation zwischen Elsa Gindler, Heinrich Jacoby und Sophie Ludwig, ein Spiegel schließlich des großen Kreises der Schüler, Freunde und Geistesverwandten. Und doch: Sollten wir einen Band nennen, dessen Kenntnis wir als unumgänglich nennen könnten, um Jacobys und Gindlers Forschungsarbeit wirklich zu verstehen, wir würden uns

schwer tun. Worauf wir hier stoßen, ist ein Phänomen und – je nach Blickrichtung – auch ein Problem. Es hat zu tun mit den grundlegenden Auffassungen Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys, dass es in ihrer Arbeit um das individuelle Sich-Erarbeiten der Voraussetzungen geglückten menschlichen Verhaltens ging, um persönliche Erfahrungen und deren ständige Überprüfung und nicht um Meinungen, um Erlebtes und nicht um seine Beschreibung. Der Diskurs im Sinne der Gewinnung interpersoneller Rationalität, der Gewinnung von Wahrheit läuft in der Arbeit Jacobys und Gindlers nicht über Diskussion, sondern über die stets neue Überprüfung von Sinneseindrücken und Wahrnehmungen. Man vereinbarte in den Arbeitsgemeinschaften, an welchem Stoff und auf welchen Wegen gemeinsame Versuche studiert werden sollten. Solche Vereinbarungen beinhalteten aber nicht a priori festgelegte Annahmen, Glaubenssätze, Lebensweisen oder gar einzuhaltende Diäten. Diese implizite Methodenkritik, die kategorische Ablehnung einer Reduzierung auf das Gewusste, auf Wissensstände und ihre Verzweckung unterscheidet die „Jacoby–Gindler–Arbeit“ – die übrigens ja auch als Begriff nur ein sprachlicher Notbehelf ist – von allen Methoden, Schulen, pädagogischen und therapeutischen Auffassungen oder von Glaubensgemeinschaften.

In dem schon erwähnten Ferien-Einführungskurs 1956 wurde Jacoby von einem Teilnehmer ein wenig fordernd gefragt, warum er seine Ansichten nicht in Büchern darlege: „Ich weiß aus einem Brief von Ihnen, dass Sie seit 20 Jahren nichts veröffentlicht haben.“ Und Jacoby antwortet: „Das hat seinen guten Sinn. [...] Was kommt



William Miller, Rekordsprung 1932

*Beim durchschnittlichen Sport wird
und nicht ihre Qualität.*

heraus, wenn noch ein gutes Buch da liegt? Wissen Sie, das wenige, was ich geschrieben habe, hat mir genügend gezeigt, dass die Leute die Wörter benutzen und im übrigen bleibt alles beim alten" (31.7.1956). Jacoby litt nicht an einer Schreibhemmung. Ganz im Gegenteil, seine Diktion in den Briefen ist präzise und druckreif. Und doch gibt es die Weigerung, am „Psychoanalytischen Volksbuch“ Heinrich Mengs mitzuschreiben bis hin zur Weigerung Vorträge zu halten. Warum? Es lag in der Natur der Sache, dass Publikationen, Kurzfassungen, Überblicke wenig geeignet waren, Menschen zu ernsthaften Verhaltensstudien und –versuchen zu bewegen, wie es in der Kursarbeit akut wurde. Im Gegenteil standen ausführlichere Erläuterungen, was und wie die Teilnehmer in den Arbeitsgruppen arbeiten konnten, Beschreibungen gar von den Entwicklungen einzelner Menschen, in der Gefahr, weitere Arbeit geradezu zu ersticken. Jacoby enthielt sich solcher Äußerungen und Vorträge – wie er mehrfach formulierte – aus Respekt vor dem, was dadurch ausgelöst werden konnte, aus Verantwortung gegenüber den Personen. Diese Haltung diente zugleich dem Schutz der Arbeit und der zentralen Fragestellung, die nicht leichtfertig zerredet und als „gewusst“ beiseite gelegt werden durfte. Es ging Jacoby darum, Menschen das Erarbeiten der zweifellos schwierigsten Frage des Erfassens der Zusammenhänge von Wahrnehmung und Erkennen, von Lernen, Leben und Entfaltung zu ermöglichen. „Erarbeiten“ bedeutet für Jacoby, „sich die Voraussetzungen, die zu Erkenntnissen und Einsichten führen, zu erarbeiten und sich dann die Erkenntnisse und Einsichten aufgrund jener Vorausset-

zungen zu erarbeiten“ (Jacoby, *Jenseits von Begabt und Unbegabt*, 1994, S. 27). Dabei lässt sich „die jeweilige Qualität des Verhaltens ... an den sich im Menschen vollziehenden Zustandsänderungen erkennen.“ Dies erfordert eine „diametrale Wendung vom Interesse am Objekt zum Interesse an den durch Eindrücke bewirkten eigenen Zustandsänderungen“ (Ebd. S. 17). Diese anspruchsvolle Fragestellung der gemeinsamen Arbeit durfte (und darf) nicht zerredet werden, sondern kann nur in praktischen Versuchen auf ihre Bedeutung hin überprüft werden.

Es ist nicht unwahrscheinlich und auf jeden Fall zu hoffen, dass Interessierte, vielleicht auch zukünftige Diplomanden und Doktoranden, noch so manchen Schatz aus dem Archiv und der Bibliothek heben. Heinrich Jacoby, Elsa Gindler und Sophie Ludwig haben mit diesen Büchern gelebt und persönlich wie auch in ihren Arbeitsgemeinschaften gearbeitet. Damit dies weiter in den Räumen der Stiftung vor, während und nach den hier stattfindenden Arbeitstreffen geschehen kann, darum wurde diese Bibliothek der Stiftung von Sophie Ludwig übergeben und dazu wurde sie jetzt erfasst und geordnet.

Dr. Dr. med. Norbert Klinkenberg, Arzt für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Leiter der Psychosomatischen Klinik (Parkklinik) in Bad Bergzabern, praktische und theoretische Auseinandersetzung mit der Arbeit Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys in Kursen bei Marianne Haag. Lebt in Bad Bergzabern und Freiburg.

die Quantität der Leistung beurteilt

Heinrich Jacoby, Ferien-Einführungskurs 1956

Ariane Friedrich, Rekordsprung 2009



Forum

Es gibt Fragen, die im Zusammenhang mit der Arbeit Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys immer wieder auftauchen. Eine solche ist die Frage nach einer Ausbildung. Dies wurde auch an verschiedenen Gesprächsbänden „Stiftung – quo vadis?“ deutlich, an denen Teilnehmende das Für und Wider einer Ausbildung erwo-gen und sich eine Stellungnahme von Seiten der Stiftung wünschten. Im Rundbrief entsteht nun ein Forum, in dem solch zentrale Fragen erörtert werden können. Marianne Haag gibt im Folgenden ihre Antwort auf die Frage nach einer Ausbildung.

Zur Frage nach einer Ausbildung in der Arbeit von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby

Marianne Haag

Verschiedene Gründe, die in unserer Gesellschaft durchaus verständlich sind, mögen die Frage nach einer „Ausbildung in der Arbeit von Gindler/Jacoby“ entstehen lassen. Wer fragt, sollte sich jedoch zunächst selbst fragen: Was erwarte ich von einer Ausbildung? Was möchte ich damit erreichen? Wie sollte eine Ausbildung aufgebaut sein? Wohin soll sie führen? Wer könnte sie verantwortlich anbieten? – Selbständige Menschen, die vertraut sind mit den Funktionsmöglichkeiten des Organismus und sich ihnen entsprechend verhalten, die „auf eigenen Füßen stehen“ und sich orientieren auf Grund von Erfahren, Menschen, die sich einsetzen für die Entfaltung naturgegebener Möglichkeiten und auch für Verhältnisse, in denen sich Leben entfalten kann. Das meinten Elsa Gindler und Heinrich Jacoby. Was für eine Ausbildung könnte dahin führen?

Elsa Gindler und Heinrich Jacoby haben die Voraussetzungen für selbständige und qualifizierte Auseinandersetzung in allen Lebensbereichen aufgedeckt. Die biologische Ausstattung des Menschen ermöglicht sie. Sie haben nahegelegt, sich mit grundlegenden Fragen der menschlichen Existenz auseinanderzusetzen: der Struktur und der Funktionsweise des Organismus, den Gesetzmässigkeiten der Erde, die für alles Leben gelten. „Wir sind Teil der Masse Erde“, sagte Elsa Gindler. Aber es sind eben nicht Forderungen von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby, welche auf Unstimmendes hinweisen. Sie haben keine neue Lehre geschaffen oder Methode entwickelt. Sie haben „nur“ aufgedeckt und ernst genommen, was schon immer da war. Sie haben erkannt, welche Auswirkungen es auf Erfahren, Fühlen, Denken, Sich-Äussern – auf das gesamte Leben – hat, wenn je-

mand sich (beispielsweise) der Antennenstruktur der Sinnes-Ausstattung entsprechend verhält. Es genügt nicht, es führt nicht weiter, nur davon zu wissen. Das Wissen muss verhaltensverbindlich werden. Es ist im Leben zu prüfen und zu studieren in all seinen Auswirkungen. Dann wird deutlich: die Realität selbst belehrt, in der Begegnung mit den Forderungen des Lebens. Der Mensch muss wach sein, damit er vernimmt, was die Welt in jedem Moment mitteilt. „Unser Organismus ist ein riesiges Empfangsorgan, von dessen Ungestörtheit oder Gestörtheit die Qualität der Wahrnehmungen und Handlungen und des Denkens abhängt“, sagte Elsa Gindler. Wer vertraut ist mit sich, sich dem ungestörten Funktionieren entsprechend verhält, dem erschliesst sich Zugang zu allen Erfahrensweisen und Äusserungsmöglichkeiten.

Es gibt nicht die Arbeit von Gindler und Jacoby, die einem bestimmten Gebiet zugeordnet werden kann (etwa Gymnastik oder Musik). Die Fragen, die Elsa Gindler und Heinrich Jacoby aufgegriffen haben, sind für alle Menschen, in allen Lebenssituationen, auf allen Tätigkeitsgebieten wesentlich. Ihre Erkenntnisse betreffen die Grundlagen des menschlichen Seins. Wer die durch sie gegebene Chance ergreift, erarbeitet sich bewusst Zugang zu seinen Möglichkeiten und Vertrauen zum Organismus.

Dieses Vertrauen entsteht nur in eigener Auseinandersetzung. Alle Verhältnisse und Umstände des Lebens bestimmen mit, wie sich jemand entwickelt. Es spielt mit, welche Forderungen ihn treffen, welche Möglichkeiten des Organismus wie angesprochen werden und

gefragt sind zum Gebraucht-Werden. Allein Vertrauen schaffende Erfahrungen führen zu tieferem Vertrauen. Wie weitreichend ist, was Elsa Gindler und Heinrich Jacoby aufgedeckt haben, kann sich nur praktisch erweisen: in der Begegnung mit den Aufgaben, denen sich alle in ihrem Leben, in ihren Arbeitsgebieten zu stellen haben, in bewussten Erfahrungen davon, welche Folgen ein den Funktionsmöglichkeiten entsprechend gehorsames Verhalten hat. Welches Vorgehen zweckmässig ist, erweist sich im Versuch, Erkanntes zu realisieren. Was Gindler und Jacoby nahe brachten, kann jeden Menschen anregen, wo er auch ist. Es schafft Voraussetzungen, sich da, wo jede/jeder steht, qualifiziert einzusetzen. Deshalb frage ich mich: Welche institutionalisierte Ausbildung könnte je so weit reichen, dass sie allen Interessierten gerecht würde? Wann, wie und wie weit sich ein Mensch, geprägt von seiner Geschichte, auf notwendige Auseinandersetzungen einlassen kann, zeigt sich darin, was er realisiert. Wird dem ein vorgegebener Zeitplan gerecht? Erst Lebensnotwendigkeiten fordern den Menschen zur Auseinandersetzung. „Wenn es nicht durchs Leben notwendig wird, kann uns nichts die Initiative liefern, die uns zu einer Auseinandersetzung zwingt.“ (Elsa Gindler, 27.7.1955)

Funktionsmöglichkeiten können nur in der Auseinandersetzung mit konkreten Stoffen erfahren werden. Relativ wenige Funktionen sind an unendlich vielen Stoffen erfahrbar. Zum Beispiel geht es um die Funktion Tragen, ob nun eine Kiste Limonade oder ein Blatt Papier zu bewegen ist. Oder: traurig stimmen kann das Erkennen einer verpassten Gelegenheit ebenso wie ein Verlust. Der jeweilige Zustand und das Verhalten wirken sich auf die Qualität des Erfahrens aus. Ebenso wirkt sich der Standort, von dem aus etwas erfahren wird, darauf aus, was erfahren wird. Nur von der einen Seite gesehen, kann die ‚Kugel‘ auf ihrer Rückseite flach sein. Um ein Ding, aber auch eine Situation, einen Vorgang, einen Menschen mehr in seiner Ganzheit zu erfahren, ist es notwendig, sie von verschiedenen Standorten aus und in unterschiedlichen Situationen zu erleben. Es kann zudem wesentlich sein, Teilbereiche zu beleuchten und zu studieren, die aber nur im Zusammenhang existieren. Die Erkenntnisse von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby zeigen, dass Erkennen eines Ganzen immer Aufdecken und Erfahren weiter Zusammenhänge erfordert.

Elsa Gindler hat ihre wesentlichen Erkenntnisse nicht in ihrer Ausbildung bei Hede Kallmeyer, Heinrich Jacoby die seinen nicht im Studium bei Hans Pfitzner gelehrt bekommen. Beide hat ihr waches Sein in der Welt dahin geführt, dass sie bedürftig waren nach Untersuchungen und Studien, die zu grundlegender Klärung führten. Ihr Leben und ihre Arbeit wurden durch solche autodidaktische Auseinandersetzung weiter und präziser. Die Menschen, mit denen sie arbeiteten, konnten klarer angesprochen werden, um sich eigenständig einzusetzen. Worauf ihr Arbeiten zielte, wurde zunehmend plastisch: Menschen, die sich auf Grund ihrer Erfahrung orientieren, selbständige Menschen, welche die Aufgaben, die sich ihnen stellen, erkennen, annehmen und sich einsetzen, Menschen, die durch zweckmässiges Sich-Gebrauchen entfaltet werden. Aber: „Man kann den Leuten die Dinge, mit denen sie sich helfen könnten, ‚anbieten‘ – aber man kann ihnen nicht helfen.“ (Heinrich Jacoby)

Je gehorsamer der Mensch seiner Natur ist, desto mehr entfalten sich seine Möglichkeiten. Dadurch entstehen weitere, neue Aufgaben im persönlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Leben, oder sie werden erst deutlich. Es kann beispielsweise von andern auf Antrieb keine freudige Zustimmung erwartet werden, wo bisher Gewohntes in Frage gestellt wird, wo neue Pfade beschritten werden. Denn durch sie werden wieder andere Ziele erkennbar. Es können sich neue Schwierigkeiten zeigen. Das Leben wird anders für den, der offener und gelassener wird. Es beunruhigt weniger, wenn etwas nicht stimmt, denn: „Wahrnehmen, was wir empfinden“ (Elsa Gindler) ist die Voraussetzung, dass etwas in Bewegung kommen, sich entwickeln kann. Gewährleistet eine reglementierte Ausbildung das selbständige Sich-Einsetzen, das hier gefordert ist?

Selbständigkeit braucht es, um auch andere überzeugend erfahren zu lassen, welche Kraft sich aus unmittelbarer Beziehung zu einer Aufgabe entwickelt. Sie entsteht in konkreter Auseinandersetzung, im (autodidaktischen) Erforschen und Erproben. Das schliesst auch ein, dass wahrscheinlich immer wieder Wege beschritten werden, die sich in der Folge als nicht stimmend erweisen. „Zum Laufen lernen gehört das Hinfallen“, sagte Heinrich Jacoby (Ferien-Einführungskurs 1956). Und Elsa Gindler notierte: „Wissen, was ‚falsch‘ und was besser ist, schafft noch keine Veränderung der

Forum



Wenn es nicht durchs Leben notwendig wird, kann uns nichts die Initiative liefern, die uns zu einer Auseinandersetzung zwingt. Elsa Gindler

Wirklichkeit. Nur Erfahren des Unzweckmässigen und immer erneuter Einsatz für die Schaffung anderer Voraussetzungen, kann unser Leben wirklich verändern in der erwünschten Richtung." (31.10.1952)

Wem Fragen von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby begegnen, wird angeregt, sich durch bewusste Erfahrungen, Studien und Versuche Zugang zu seinen Möglichkeiten zu erarbeiten. Es ist zu wünschen, dass viele Menschen durch sie auf den Weg des eigenen Erkundens, Prüfens und Probierens kommen können. Dem einen wird es erstes Anliegen sein, den Alltag leichter zu bewältigen. Ein anderer wird in seiner beruflichen Arbeit Möglichkeiten zu Veränderung spüren, zweckmässiger Vorgehensweisen erkennen und probieren wollen. Und wieder einer setzt sich intensiv dafür ein, auf so vielen Gebieten wie möglich zu erfahren, wohin Fragen und Aufgaben von Gindler und Jacoby führen können. Er untersucht das im Alltag wie auch in den verschiedensten Bereichen – Bewegen, Schreiben, Sprechen, Musizieren, ‚Hell/Dunkel‘ sind ja nur einige Gebiete, die in Kursen Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys beispielhaft berührt wurden. Ich stelle mir vor, dass es für so jemandem ein grosser Gewinn sein kann, Dokumente und Materialien im Archiv der Stiftung zu studieren und die Forderungen zu erkennen, die sich daraus ergeben. Die Fragen von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby begegnen ihm in den unterschiedlichsten Zusammenhängen, und er erkennt sie wieder. Und er erkennt auch, dass sie sich jedem Menschen stellen. (Es kommt nur darauf an, ob der Mensch anwesend ist, sie zu vernehmen.) Er hat, durch Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys Fragen angeregt, erfahren, dass ihm die Realität sein bester, zuverlässigster, unbestechlichster Lehrer ist.

Deshalb probiert er, sie auch andern Menschen näher zu bringen, nicht nur im Bereich seines ursprünglichen Berufes. Er hat sich in eigenständiger, zweckmässiger Auseinandersetzung Kompetenz erarbeitet und spürt: dieser Weg geht immer weiter. Er hat sich ausgebildet, indem er selbständig Fragen und Aufgaben studiert hat, die ihm durch Elsa Gindler und Heinrich Jacoby deutlich geworden sind. Die bewusste Begegnung mit den Forderungen des Lebens hat ihn ausgebildet. Solche Ausbildung ist Verständigung mit sich, mit den andern, mit den Aufgaben im Leben. Und wieder frage ich mich: Wie könnte eine vorgegebene Ausbildung vermitteln,

was sich nur in bewusster Begegnung mit Lebensforderungen entfalten kann?

In unserer Gesellschaft ist eine berufliche Ausbildung meist verbunden mit gesellschaftlicher Anerkennung. Diese kann Voraussetzung sein für notwendige finanzielle Absicherung. Eine anerkannte Ausbildung wird verlangt, wenn jemand mit andern Menschen z. B. therapeutisch oder pädagogisch arbeiten möchte. Wer auf einem Gebiet eine solche Ausbildung „erfolgreich“ absolviert, schafft sich dadurch eine finanzielle Lebensbasis. Sind die Erkenntnisse von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby in Form einer solchen Ausbildung zu vermitteln? Was sie erkannt und versucht haben nahe zu bringen, befragt auch gesellschaftliche Normen und Konventionen und ist Potential, beizutragen zu deren Veränderung und Überwindung im Sinne menschlicher Entfaltung. Die Bedeutung ihrer Erkenntnisse muss in weiten Bereichen erst noch erkannt werden.

Was sie aufgedeckt haben, wirkt sich überall aus, wo Menschen sich dementsprechend einsetzen. Nur was lebendig wird, bekommt Kraft. Die gesellschaftliche Anerkennung der Erkenntnisse muss erarbeitet werden, indem Erkanntes ernst genommen und probiert wird, es zu realisieren. Sie wird nicht durch einen offiziell angebotenen Ausbildungsgang geschaffen.

Wer andern Menschen Fragen, Aufgaben und Erkenntnisse von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby nahe bringen möchte, schaffe sich eine übliche gesellschaftliche Legitimation, um mit Menschen zu arbeiten – mache eine Ausbildung auf dem Gebiet, das ihm nahe ist – und setze sich selbständig mit dem auseinander, was er durch Gindler und Jacoby erfahren hat. Wo er etwas erkennt, das er in ihrem Sinne anders versuchen kann, muss er es probieren. Wer mit Realitäten in Beziehung kommt, muss antworten auf das, was er vernimmt und kann nicht routiniert weiter eine gelernte Methode praktizieren. Auf diese Weise weitet sich zunehmend aus, was er sich erarbeitet.

Es bleibt keinem Nachfolgenden erspart, den Weg zu gehen, der durch Elsa Gindler und Heinrich Jacoby gezeigt worden ist. Wer sich entsprechend bilden möchte, setze sich mit all seinen Lebenskräften dafür ein, ihre Erkenntnisse Wirklichkeit werden zu lassen. „Wenn uns keine Arbeit zuviel wird, um mehr so zu werden, wie wir spüren, dass es sein soll, dann haben wir uns verstan-

Forum

den", sagte Elsa Gindler in einer Arbeitsgemeinschaft 1955.

Elsa Gindler und Heinrich Jacoby haben Sophie Ludwig, ihre Mitarbeiterin über Jahrzehnte, mit ihrem Erbe betraut. Diese hat hingebungsvoll den ihr daraus erwachsenen Aufgaben gedient. In diesem Sinn hat sie auch die Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung ins Leben gerufen. Mich hat sie autorisiert, in Kursen zu vermitteln, was ich bisher vom Arbeiten Gindlers und Jacobys begriffen habe. Jetzt sage ich einzelnen Menschen: „Ja, probiere etwas von dem, was Du Dir erarbeitet hast, andern nahe zu bringen.“ So werden es allmählich mehr Menschen, die sich fundiert auseinandersetzen auf der Grundlage der Fragen und Aufgaben Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys und dies auch vermitteln. Es kann für einzelne wichtig sein, das Für und Wider einer Ausbildung abzuwägen, eigene Gründe für und Erwartungen an eine Ausbildung zu klären und darüber in Austausch zu kommen. Auch dafür ist in den von der Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung veranstalteten Kursen Raum.

Wesentlich aber ist: Kein Lehrer kann immer so klar sein, wie es die Realität ist. „Stuhl, was willst du von mir, wenn ich dich wegtragen möchte“, hätte Heinrich Jacoby gefragt. „Was willst du von mir, wenn ich auf dir sitzen (statt hocken) soll?“ „Organismus, was willst du von mir, damit ich sprechend zum Klingen komme“, muss gefragt werden. „Klavier, was willst du von mir, damit ich dich ertönen lasse?“ „Mitmensch, was willst

du von mir, damit meine Äusserung dich erreichen kann?“ „Erkenntnisse von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby, was wollt ihr von mir, damit ich Euch vermitteln kann?“ – Das, meine ich, ist die entscheidende Frage, wenn es um Erfahrungen und Erkenntnisse von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby geht.

Im Ferien-Einführungskurs 1956 erzählte Heinrich Jacoby die Anekdote von Newton (der u. a. das Gravitationsgesetz formuliert hat): Als Junge lag er beim Schafehüten unter einem Baum. Da ist ihm ein Apfel auf die Nase gefallen. – Ein Zufall? Wie müssen wir sein, dass uns etwas zufallen kann? Damit in dem Moment uns etwas zufällt, wenn es uns anregt, wenn es uns etwas sagt? – „Als Physiker-Ausbildung hat er nämlich Schafe gehütet. Das war seine Akademie, in der er seine Vorbildung hatte.“, sagte Heinrich Jacoby.

Auf Grund meiner Erfahrung kann ich sagen: Ich bin durch Begegnung mit den Fragen und Aufgaben von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby mehr zu mir, mehr in die Welt gekommen. Ich spüre, dass das, was sie (mir) eröffnen, noch lang nicht ausgeschöpft ist.

Marianne Haag, langjährige Schülerin Sophie Ludwigs, Leiterin von einführenden und weiterführenden Kursen zur Arbeit Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys. Lebt in Hasliberg / Schweiz.

... war einer der Ausgangspunkte für die Arbeit Heinrich Jacobys und blieb ihm zeitlebens ein wichtiges Thema. Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit beispielsweise die Lebendigkeit musikalischer Äußerungen, gespannte Stille, Orientierung am Gehalt, Fähigkeit zur Improvisation möglich werden. Dass diese Fragen nicht nur Heinrich Jacoby bewegten, sondern auch heute noch für Musiker aktuell sind, zeigt das folgende Gespräch von Alexandra Müller (A.M.) und Inken Neubauer (I.N.) mit Wolfgang Boettcher.

„Als erstes nehme ich ihnen mal die Noten weg“ – Erfahrungen des Cellisten und Lehrers Prof. Wolfgang Boettcher

Wolfgang Boettcher, ehemaliger Solocellist der Berliner Philharmoniker und Professor an der Universität der Künste, spielte im April 2009 in einem Konzert in der Berliner Grunewaldkirche Höhepunkte der Literatur für Cello solo. Darunter waren sowohl zeitgenössische Werke, wie die eigens für ihn komponierte Solosuite der Japanerin Yoko Nakamura als auch „Und Salomo sprach“ (1987) von Volker David Kirchner sowie die Suite Nr. 1 in G-Dur (BWV 1007) von Johann Sebastian Bach.

Mit diesem Konzert eröffnete Wolfgang Boettcher die Reihe der Gesprächskonzerte, welche die Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung aus Anlass des 120-jährigen Geburtstages von Heinrich Jacoby im Jahr 2009 ins Leben rief. Die Gesprächskonzerte sind besondere Veranstaltungen, da die Künstler im zweiten Teil der Konzerte über ihre Erfahrungen mit der Musik und dem Musizieren sprechen. Hierbei kommt auch etwas von den Anliegen Heinrich Jacobys und Elsa Gindlers zur Sprache.

A.M.: Guten Abend und dir, Wolfgang, ganz herzlichen Dank für das schöne Konzert. Wenn man auf dein langes Cellisten-Leben zurückblickt, dann stellt sich das als ein reichhaltiges und vielfältiges Leben dar. [...] Solch ein vielseitiges Musikerleben hat seine Grundlagen sicherlich irgendwo in der Kindheit. Da gibt es bestimmt so etwas wie eine Basis, auf der sich das alles aufbauen, „entfalten“ kann, um einen Jacoby’schen Begriff zu verwenden. In meiner ersten Frage geht es um diesen Anfang: Was hat dich zum Cello gebracht, wer oder was hat die Grundlage für ein so reichhaltiges Musikerleben gelegt?

W.B.: Vielleicht muss man zuerst sagen, dass ich aus einem Haus komme, wo immer musiziert wurde. Mein

Vater war ein sehr brillanter Klavierspieler, hat sich aber dann mehr in die Arbeit der Musikbewegung gestellt und hat einen musikwissenschaftlichen Doktor gemacht. Er hat veröffentlicht, aber er hat immer musiziert, und in unserem winzigen Reihenhäuschen in Klein-Machnow, da standen zwei große Flügel im Zimmer. Wie das ging, weiß ich nicht. Wenn ich da heute hinkomme, kann ich mir das nicht mehr vorstellen. Aber das ging. Und die Eltern spielten auch Mozart-Konzerte. Einer spielte den Orchester-Part, der andere spielte den Solo-Part. Und es wurde sehr viel Kammermusik zu Hause gemacht. Ich erinnere mich, wir durften immer den ersten Teil noch hören. Ich lag meistens unter dem Flügel, da war’s mir gemütlich, da konnte ich gucken und mir gefiel dieser Cellist ganz außerordentlich gut. Ich habe dann später festgestellt, dass das mit dem Cellospiel gar nicht so toll war, aber: der war so begeistert! Der kannte alles und wusste gut Bescheid. [...] Also habe ich mir das Instrument gesucht, das er spielte.

A.M.: Es war also deine Entscheidung, dieses Instrument zu spielen.

W.B.: Ja, meine eigene. [...]

A.M.: Du wurdest 23jährig Tutti-Cellist bei den Berliner Philharmonikern, später dann Solo-Cellist. Und auch 23jährig hast du den ARD-Wettbewerb in München gewonnen. Und in diese Zeit der Philharmoniker-Tätigkeit fiel auch die Gründung der „12 Cellisten“ und später – das war sicherlich eine ganz Zeit später – das Mitspielen bei den Philharmonischen Solisten. Also du hattest sehr vielfältige Tätigkeiten. Und: Du hast eine große Familie gegründet! Wie hast du das alles unter einen Hut gekriegt?

Dieser Wechsel von Stille, Bewegtheit und Wieder-zur-Ruhe-Kommen ist das Wesentliche, das Menschen berührt, verwandelt und beglückt.

Heinrich Jacoby, 1945

W.B. Es war so: Ich hatte eine sehr kameradschaftliche und nette Cello-Gruppe und die haben mir wirklich sehr viel ermöglicht. Ich musste natürlich meinen Dienst machen, aber ich konnte mir eigentlich fast immer wählen, wann ich ihn mache. Das heißt, wenn ich meine Konzerte hatte, haben sie mir frei gegeben, und auch von der Orchesterleitung wurde Kammermusik und solistisches Spielen sehr gefördert. Wie weit sich diese vielen Aktivitäten dann mit der Familie vertrugen, das musst du mal meine Frau fragen.

A.M.: 41-jährig hast du das Orchester dann verlassen, um dich ganz den kammermusikalischen und solistischen Tätigkeiten zuzuwenden, und um die Professur an der Universität der Künste anzutreten. Du hast in über 30 Jahren ganze Cellisten-Generationen ausgebildet. Ich glaube, es gibt kein Orchester in Deutschland, in dem nicht mindestens ein ehemaliger Boettcher-Student sitzt. War das der Beginn von Wolfgang Boettcher als Pädagoge, dieser Anfang an der Hochschule, oder hast du vorher auch schon unterrichtet?

W.B.: Also, es ist ja so: Man weiß am Anfang gar nicht, ob man das kann. Ich hatte schon während meiner Philharmoniker-Zeit öfter Anfragen von anderen Hochschulen und die habe ich immer abgelehnt, ich hatte Angst davor. Ich war nicht sicher. Erst, als mein Lehrer mich bat, seine Klasse zu übernehmen, hier in Berlin, wurde ich eigentlich reif dafür. Das hat viele Gründe. Vielleicht auch den, dass ich einmal die 1. Sinfonie von Johannes Brahms gespielt habe – die bestimmt perfekt gespielt habe – aber eigentlich keinen Moment bei der Musik war. Das musste ich mir hinterher eingestehen. Eigentlich bin ich über Pässe gefahren und was weiß ich alles, hab' dabei mein Stück gespielt, aber das wurde dann doch schon so zur Gewohnheit, man kann sagen: Routine, dass ich mir sagte: du musst hier was ändern!

A.M.: Du meinst, Du hast auch wegen der Routine das Orchester aufgegeben?

W.B.: Ja! Es gab mehrere Gründe und es war ein sehr schwerer Entschluss, weil ich eigentlich überhaupt keinen Ärger hatte im Orchester. Es ging mir gut dort,

ich hatte lauter Freunde. Aber dieses Erlebnis war wie ein inneres Zeichen, das einem ja manchmal signalisiert: Jetzt solltest du was anders machen! Und ich habe dann damals auf das Angebot der Hochschule so reagiert, dass ich gesagt habe: Ich kann nicht gleich die Professur übernehmen, denn ich weiß ja gar nicht, ob ich für junge Leute überhaupt attraktiv bin, ob jemand kommt. Es gibt erschreckende Beispiele von berühmten Leuten, wo kein Schüler kommt.

A.M.: Es ist ja auch nicht jeder gute Musiker ein guter Pädagoge.

W.B.: Das ist es! Und dann habe ich fünf Jahre lang beides gemacht. Ich habe angefangen zu unterrichten und in den fünf Jahren hat sich schon eine so brillante Klasse gebildet [...] Das blühte auf, und ich merkte, dass das meine Sache war. Und dann habe ich diesen sehr schweren Schritt gemacht.

I.N.: Mich würde interessieren, was für Sie in Ihrer pädagogischen Praxis besonders bedeutsam war. Was haben Sie den Studierenden Ihrer ungewöhnlich großen Klasse versucht mitzugeben? Lässt sich das überhaupt so pauschal beantworten?

W.B.: Wissen Sie, es gibt Lehrer, die haben ein System und nach dem wird unterrichtet. Ich sage jetzt mal keine Namen, aber es gibt berühmte Geigenlehrer, da machen alle dasselbe zur selben Zeit und diese Lehrer sind sehr erfolgreich. In einem bestimmten Semester muss dann etwas Bestimmtes erreicht sein, und wenn es nicht erreicht wird, muss man es noch einmal machen ... So ein Lehrer war ich nie. Das ist vielleicht sogar auch ein Nachteil. Mich hat gereizt – und das reizt mich bis zum heutigen Tag – zu sehen: Wer kommt da? Wer sitzt da vor mir? Und wie kann ich den in seiner Art fördern? Nun hatte ich das Glück, dass große Talente kamen. Und auch manche, denen musste man das Cellospielen als solches nicht mehr beibringen, die konnten eigentlich schon die Grundlagen. Aber wie fördere ich die dann weiter? Und das ist ein sehr schöpferischer Akt. Man muss sich ja doch in die Lage dieses Menschen versetzen, was manchmal auch sogar Schwierigkeiten macht. Irgendein Schüler

kann einen Lagenwechsel nicht. Der geht ihm immer daneben. Ich spiele dasselbe Konzert und derselbe Lagenwechsel misslingt mir plötzlich auch. Auch so was gibt's tatsächlich! Auf einmal – es könnte ja schwer sein! Dann muss man natürlich darüber nachdenken. Was machst du falsch? Wo ist die falsche Vorbereitung? Und so habe ich versucht, jeden in seiner Art zu fördern, wobei man natürlich nie aus dem Auge verlieren darf, wo sie mal hin müssen. Das Ziel ist doch für alle zumindest ein ähnliches. Jeder muss es nur auf eine andere Weise erreichen.

Den Instrumentalisten ist natürlich ziemlich klar: sie müssen sauber spielen, sie müssen einen möglichst schönen Ton erzielen, sie müssen stilistisch geschult werden und ja, da ist das Unterrichten eigentlich sehr spannend, wenn man es so angeht.

I.N.: Vor einigen Wochen haben Sie ein Interview im Deutschlandradio gegeben, in dem es um verschiedene Interpretationen der Cello-Suiten von Bach ging. Ich erinnere mich, dass Sie der Moderatorin erzählt haben, Sie würden Ihren Studierenden immer sagen, die Bach-Suiten muss man eigentlich so musizieren, als wenn sie aus dem Moment heraus improvisiert wären. Das hat mich gefreut, weil es näher an Jacoby eigentlich kaum mehr sein kann. Jacoby hat die Improvisation als ganz bedeutsam eingeschätzt und gefordert, Musikunterricht damit zu beginnen. Wie bringen Sie Ihre Studenten dazu, die Bach-Suiten zu improvisieren bzw. sie so zu spielen, als wären sie improvisiert?

W.B.: Als Erstes nehme ich ihnen mal die Noten weg. Sie müssen das auswendig lernen. Die meisten können das auch, aber ich hatte eine sehr begabte Schülerin, sehr begabt, sehr erfolgreich, die konnte überhaupt keinen einzigen Bach-Satz auswendig spielen. Sie hat's dann mit der C-Moll-Suite irgendwie geschafft, doch den Einstieg konnte sie sich nicht merken. So was gibt's eben. Damit muss man auch leben und dann mal sagen: Komm, wir lassen den Bach jetzt mal beiseite und machen was anderes. Aber da gibt es dieses wunderbare Es-Dur-Präludium das eigentlich nur aus Dreiklängen besteht. Das ist die richtige Form einer „Fantasie“ – so hieß das in der Barockzeit – und wenn man weiß, dass man den ganzen harmonischen Ablauf fantasievoll gestalten muss, dann spielt man es auch anders. [...] Und die nächste Forderung ist: Das Stück zu musizieren ohne Cello. Also mental. Und das kann ich natürlich überhaupt nicht nachprüfen.

Die einen machen's, und die sind dann todsicher, die anderen machen's nicht und die kommen dann aber auch garantiert beim ersten Vorspielen raus und wissen nicht, wie's weiter geht. Dieser lebendige Umgang mit dem Text, gerade bei den Bach-Suiten, das ist mir ein besonderes Anliegen. [...] Der erste, der damit Ernst gemacht hat, war Pablo Casals, der hat sie in einem Symphoniekonzert gespielt. Und er hat den Mut gehabt, diese Stücke mit der Lebendigkeit und dem Einsatz zu spielen, die notwendig sind ... Und das ist, was ich den Schülern vermitteln möchte: ein lebendiger Umgang mit jedem einzelnen Satz. Jeder Satz hat seinen Typus, seinen Charakter. Es gibt eine Quelle aus der Bach-Zeit, da hieß es: „Früher wurden diese Fantasien improvisiert, neuerdings hat man angefangen, sie auch aufzuschreiben!“

I.N.: In der Arbeit von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby geht es viel ums „Stillwerden“ und um das „Bereitwerden“ für eine Aufgabe, für das Musizieren zum Beispiel. Gindler und Jacoby haben betont, dass man durch die Aufgabe, also beispielsweise das zu musizierende Stück, „eingestellt“ wird für das, was zu tun ist. Mich würde interessieren, wie Sie sich auf ein Konzert „vorbereiten“.



Pablo Casals

W.B.: Ich möchte eigentlich gerne auf dieses Wort „Stille“ eingehen, das Sie erwähnten. Dieses Stillwerden, das muss man auch richtig üben. Da gibt es eben diese Übung, dass man einen Ton spielt, absetzt, und ganz still wird erstmal. Wirklich still. Dann ganz aktiv und bewusst den nächsten Ton innerlich hört. Ich lasse auch die Studenten singen. Manche können das überhaupt nicht, manche auf Anhieb. „Sing jetzt den nächsten Ton! Und dann spiel ihn erst!“ Das ist dieses aus der Stille kommende „Vorhören“.

I.N.: Die „Klangvorstellung“, wie es bei Jacoby heißt.

W.B.: Die Klang- oder auch die Tonhöhenvorstellung, die kommen aus der Stille. Und das ist ein wichtiges Element auch in der Ausbildung, dass man tatsächlich aus der Stille, also immer wieder bei Null anfängt, wenn man ein Stück neu fasst. Das ist das, was ich doch für sehr entscheidend halte, das Ruhigwerden, das Stillwerden. Es gibt ja auch innerhalb der Musikstücke immer wieder Momente, wo man zur Ruhe kommt, auch gerade in schnellen Sätzen, und am besten spielt man schnelle Sätze, wenn man innerlich ganz ruhig bleibt. Der Jascha Haifetz, der nun wirklich der schnellste und virtuoseste Geiger war, den ich je gehört habe, der sagte: „Je schneller ich spiele, desto ruhiger muss ich mich fühlen.“ Wunderbar! Das also zu der Stille. [...]

A.M.: Es wird ja heute viel von dem „toten Perfektionismus“ gesprochen, oder dass die Kälte Einzug in den Musikbetrieb gehalten hat. Würdest du das aus deiner Sicht bestätigen? War es menschlicher früher, kann man das wirklich so sagen, auch in der Musik? Das sollte ja eigentlich ein Bereich sein, in dem Menschlichkeit ein hoher Wert ist.

W.B.: Schwer, zu sagen. Letztendlich berührt die Menschen doch nicht nur die Schnelligkeit, sondern es berührt das, was an musikalischem Gehalt über die Bühne kommt. Immer wieder. Das bleibt so. Aber wir können es vielleicht ein bisschen festmachen an der „Harmonischen Cellogruppe“. Wir haben uns damals zusammengesetzt und zu zwölft gespielt, mit großem Vergnügen und mit großer Freude. [...] Inzwischen ist keiner mehr von denen da, die es begründet haben. Und ich muss wirklich bewundernd feststellen, dass die neuen Cellisten in den hohen Lagen, in den Geigenlagen, so sauber spielen, wie wir das nicht konnten.

A.M.: Es hat sich also tatsächlich verändert?

W.B.: Ja, und zwar alle 12! Das ist von einer solchen atemberaubenden Fähigkeit, Cello zu spielen, dass ich, wenn ich die höre, eigentlich immer begeistert bin und die bewundere. Es sagen mir dann allerdings Kollegen und auch Musikfreunde: „Ja, aber ihr hattet doch einen ganz anderen Sound! Da war mehr Fülle, mehr Wärme, vielleicht auch ein bisschen mehr Fantasie!“ Ich kann das selbst gar nicht mehr so beurteilen. Das ist schwer zu sagen. Aber da hat sich während meines Lebens die Cello-Technik auf eine Höhe begeben ... Ich weiß noch, als ich studierte, da erwartete man von Cellisten, dass sie unrein spielten.

A.M.: Das war das Normale, dass Cellisten unrein spielten ...

W.B.: Ja, das hat sich aber doch grundlegend geändert. Und ich muss sagen, diese junge Garde spielt fantastisch Cello! Was sich da getan hat! Und es gibt auch immer wieder so begeisternde Musikerpersönlichkeiten unter den Jungen, die einen hinreißen können! Also ich kann es nicht nur negativ sehen. Natürlich, dass die Anforderungen sehr hoch sind, das ist so.

I.N.: Die Begeisterung von Persönlichkeiten und dass der Gehalt letztendlich das ist, was bewegt, ist vielleicht ein schönes Schlusswort für heute. Wir danken Ihnen ganz herzlich für diesen eindrucksvollen, vielfältigen Abend. Wir haben zu dem Konzert eingeladen mit einem Zitat von Heinrich Jacoby, in dem es sinngemäß heißt, dass der Wechsel zwischen Stille, Bewegtheit und wieder zur Ruhe kommen das ist, was in der Musik die Menschen so beglückt. Und ich glaube, davon hat sich heute Abend vieles mitgeteilt. Herzlichen Dank.

Das Gespräch mit Prof. Wolfgang Boettcher führten Alexandra Müller und Inken Neubauer im Rahmen des Gesprächskonzerts am 18.04.2009 in der Grunewaldkirche, Berlin. Der Live-Mitschnitt dieses Konzerts liegt als Benefiz-CD vor und kann über das Büro der Stiftung bestellt werden.

Wo fließen Erfahrungen, die Menschen in ihrer Auseinandersetzung mit der Arbeit Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys gemacht haben, in persönliche oder berufliche Lebensbereiche ein? Die folgenden Beiträge erzählen von den Auswirkungen des Probierend-Seins, ob nun bei der Gestaltung eines Berliner Hinterhofes, im Berufsalltag als Arzt oder als Kursteilnehmer in der Stiftung.

Vertrauen – Probieren in einem Neuköllner Hinterhof

Katharina Voigt

Neukölln – da wohne ich und erlebe schmerzlich, wie Menschen ihren eigenen Wohnraum zerstören. Vieles hat sich in den letzten 20 Jahren hier verändert. Neukölln ist zum ärmsten und verrufensten Stadtteil von Berlin geworden. Eine große Anzahl von Hartz-IV-Empfängern lebt hier. Der Ausländeranteil – überwiegend türkische und arabische Familien – ist hoch. Die Deutschen flüchten. Altansässige Geschäfte gehen ein, 1-Euro-Läden blühen. Die Straßen sind voll wie in New York. – Und hier lebe ich und bin glücklich; nicht über das Umfeld, sondern trotz des Umfeldes. Mein Aufenthalt im letzten Sommer in Teneriffa bei meiner Schwester, die eine paradisisch anmutende Finka gestaltet und bewohnt, hat den Entschluss in mir reifen lassen: eine Verschönerung unseres Hinterhofes in Neukölln. Das würde mir Freude bereiten. Und vielleicht erfreut sich der eine oder andere Mitbewohner auch daran. Also legte ich los.

Mit vielen Pflanzen und einer Menge guter Ideen meiner Schwester bezüglich des Umgangs mit Pflanzen und einer einfachen Art der Fruchtbarmachung des Bodens im Gepäck kam ich voller Elan zu Hause an. Ich stellte meiner Familie mein Projekt vor und ließ sie wissen, dass ich von nun an ab und zu im „Garten“ zu finden sei.

Inzwischen, es ist es kaum zu glauben, ist aus unserem hässlichen, schmutzigen Hinterhof eine kleine, im Entstehen begriffene Oase geworden.

Einmal radelte ich nach einem langen Arbeitstag nach Hause. Je näher ich kam, desto wacher und erwartungsvoller wurde ich. Ich freute mich darauf, mein Gärtchen zu bestaunen und war neugierig, welch' Pflänzchen es wohl wieder – trotz der widrigen Umstände – geschafft hatte. Und dann stand ich da und staunte, wie schön unsere kleine Oase geworden war. Ja, sie ist zu unserer Oase geworden. Nicht nur die

Pflanzen gedeihen – wider aller Zweifel der Anwohner –, auch Tiere finden sich ein. Der Boden lebt! Erdhummeln, die ich zuvor noch nie gesehen habe, zeigen sich mir in ihrer schönsten Pracht. Schmetterlinge tanzen. Regenwürmer verkriechen sich vor den Amseln. Neues Leben ist entstanden.

Doch noch viel erstaunlicher ist, da entsteht auch Vertrauen unter den Hausbewohnern. Inzwischen kenne ich alle Bewohner aus dem Vorder- und Hinterhaus, den Seitenflügeln und die Besucher eines arabischen Männervereins. Viele sprachen mich an, während ich gärtnernte, einige dankten mir sogar. Müll liegt kaum noch in unserem Hof herum, die Anwohner halten ihn sauber. Zwei Nachbarn haben inzwischen selbst Pflanzen in den Boden gesetzt. Ja, da entsteht Gesellschaft, vielleicht auch Gemeinschaft.

Als ich also nach meiner Arbeit dort in unserem sauberen Hinterhof stand, war ich überwältigt, was in so kurzer Zeit von sieben Monaten alles entstanden und gewachsen war.

Mir scheint, als warten wir Menschen nur darauf, uns zu öffnen. Wieviel Angst steckt in uns. Sie steckt fest und beherrscht uns. Doch wie wenig braucht es manchmal, um uns zu öffnen! Eine Pflanze, die wächst, die uns teilhaben lässt an ihrem Leben, an ihrer Schönheit, genügt. So wächst Vertrauen. Und so ist unser Garten, im Hinterhof des verufenen Neuköllner Bezirkes, mir ein Ort des Besinnens geworden.

Katharina Voigt arbeitet freiberuflich als Musik- und Bewegungspädagogin. Seit 2000 Auseinandersetzung mit der Arbeit von Heinrich Jacoby. Regelmäßige Teilnahme an den Kursen von Marianne Haag und Birgit Rohloff. Lebt in Berlin. Voigt_Katharina@web.de

Anwesend und unmittelbar erreichbar sein

ist eine Forderung, die mich in den unterschiedlichsten Alltagssituationen betrifft.

In meinem Beruf als Arzt in einem Akutkrankenhaus erlebe ich diese Forderung oft als Zumutung. Der ausgeprägte Zeitdruck, der die meisten Arbeitsfelder bestimmt und mitunter auch durch Notfälle mit lebensbedrohlich erkrankten Patienten noch verschärft wird, führt dazu, dass ich mich häufig zusammengezogen und eng erlebe. Es bleibt wenig Spielraum, um mich probierend erleben zu können.

Selbstredend führt die zunehmende Ökonomisierung des Gesundheitssystems und die damit einhergehende Arbeitsverdichtung durch die kontinuierlich steigende Anzahl von zu versorgenden Patienten ebenfalls zu einer Reduktion von Möglichkeiten, mich anders als ausschließlich „funktionierend“ zu erleben. Oft bleibt mir erstmal nur der Versuch, die jeweilige Aufgabe, auch wenn ich diese als ausgesprochene Zumutung erlebe, zu akzeptieren und damit etwas bereiter zu werden, mich auf diese einzulassen.

Zur Zeit arbeite ich in einer Ambulanz, die Bestandteil der Klinik ist und die es mir ermöglicht, meinen Arbeitsalltag etwas mehr zu planen und zu strukturieren, was ich als hilfreich empfinde, nicht so schnell mit Druck auf die jeweiligen Anforderungen zu reagieren, und damit anwesender zu bleiben.

Sehr hilfreich für meinen Arbeitsalltag erlebe ich die Teilnahme an den Arbeitsgemeinschaften in Berlin. Fragen, wie erlebe ich mich z.B. überhaupt im Ganzen, wenn ich den Boden als tragend erlebe, und wie finde ich mich in dieser Situation vor, wirken in meinem Alltag fort und sind für das „Dranbleiben“ oder wieder „Anschlussbekommen“ beim Probieren sehr hilfreich. In der Beziehung zum Boden erlebe ich Gespanntsein als eine Voraussetzung, um nicht mit Druck in Bewegung zu kommen. Dabei verstehe ich Gespanntsein als Ausdruck eines Tonus im Ganzen, der nicht mit Schlaffsein oder Überspannung zu tun hat, sondern mit einer Spannung, die weiterführende Prozesse beim Probieren ermöglicht. Als Voraussetzung für dieses Gespanntsein, empfinde ich wiederum Weitwerden als einen Prozess, der im Gegen-

satz zum Zusammengezogen- und Engwerden, steht. Angst und ängstliches Angespanntsein, sind Folgen des in mir Engwerdens. Weitwerden dagegen erlebe ich als einen Zustand, in dem ich ruhiger, geordneter, offener, zuversichtlicher, lebendiger und damit auch reagierbereiter bin.

Der Boden kann in diesem Zusammenhang durchaus zu einem Freund werden, und das kann eine sehr sinnliche Erfahrung sein.

Es sind sehr feine Prozesse, in denen ich Atmung mehr als Orientierung wahrnehme. Insbesondere in einer Probiersituation in Rückenlage mit aufgestützten Beinen kann ich auf dem „Rückweg“ anhand eines Stockens meiner Atmung schneller gewahr werden, dass ich nicht mehr anwesend bin und mich auf den Boden sacken lasse und die notwendige Spannung und damit den Kontakt zum Zug der Schwerkraft verloren habe, mit der ich dem Boden aber begegnen muss, um überhaupt eine Voraussetzung für weitere Veränderungsprozesse zu schaffen. Und wenn ich mir neue und unvertraute Probiersituationen schaffe und mich dann beim Denken erwische, ob das ein zweckmäßiges Probieren ist, erlebe ich im Gegensatz dazu, wiederholtes Aufatmen als eine erleichternde Orientierung.

Mittlerweile orientiere ich mich beim Probieren auch an Zustandsveränderungen, die ich im Gesamten erlebe, so wie ich sie z.B. beim Weitwerden als einen Prozess beschrieben habe. Hören als eine mögliche Funktionsweise bekommt z.B. in diesem Zusammenhang eine neue Qualität.

Mittlerweile erlebe ich mich schneller als nicht mehr anwesend und kann mir dann neue Situationen anbieten, z.B. vom Sitzen zum Stehen zu kommen und damit Voraussetzungen schaffen, um anwesender und erreichbarer für meine Aufgaben zu sein.

Der Verfasser ist der Redaktion bekannt.

Im Archiv geblättert

Im Archiv der Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung schlummern regelrechte Schätze. Diese wollen entdeckt werden. Nach welchen Stichworten würden Sie gern einmal das Archiv durchsuchen? Welche Themen würden Ihnen wohl begegnen? Sabina Keiling ging für Sie und sich auf Entdeckungsreise ...

Keine Lust haben

Sabina Keiling

Während meiner Archivarbeiten in der Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung begegnen mir des öfteren Sätze, Zeilen, Wörter, über die ich stolpere. Es ist dann anders als sonst beim Lesen: nicht ich dränge mich dem Text auf, sondern der Text sich mir. Ich halte inne ... und lese ein zweites, drittes, viertes Mal. Etwas spricht mich an, ich lasse mich ansprechen, sei es, weil ich mich an eigene Erfahrungen aus der Kursarbeit erinnere, sei es, weil das Gelesene „Themen“ meines momentanen Lebens berührt.

Erzähle ich später von meinen „Entdeckungen“ im Stiftungsarchiv, begegnet mir reges Interesse. Und ich werde mit Fragen konfrontiert, ob sich nicht zu diesem oder jenem Thema auch etwas im Archiv fände. So entstand die Idee einer neuen Rundbrief-Rubrik, der Rubrik „Im Archiv geblättert“, unter der Textauszüge aus der Arbeit von Heinrich Jacoby und Elsa Gindler, auch von Teilnehmern ihrer Arbeitsgemeinschaften, erscheinen.

**Auszug aus einer Abschrift des Ferienkurstages vom 15.1.1943.
(Archivsignatur JKA 68)**

„Zu: Begabung und Hintergründe der Begabung.

[Frau L.] hatte, wie schon oft, wieder Ueberlegungen [sic] angestellt, an was es denn läge, dass ein Mensch mehr könne als der andere. Diesmal hatte sie entdeckt, dass wenn die biologische Ausrüstung ausreichend sei, es doch dann daran liegen könne, wenn jemand weniger leistet, dass ihm die „Lust“ fehlte, und wahrscheinlich sei Lust haben zu etwas die wahre angeborene Ursache für Leistungen und das Eigentliche der Begabung.

H.Jacoby: Lust haben oder keine Lust haben verschiebt die Hintergründe der ‚Begabtheit‘ und der ‚Unbegabtheit‘ scheinbar von dem sozialen Ort weg, von dort weg, dass irgendwelche auffindbaren Verhältnisse dahin wirken, dass ich mich zurückziehe vor einer Aufgabe, dass Verhältnisse dahin wirken, dass ich scheinbar faul bin usw. – es verschiebt das ganze Problem scheinbar auf die Begründung durch meine individuelle Lustigkeit oder Unlustigkeit. Sie vergessen, dass auch meine „Lustigkeit“ oder „Unlustigkeit“ unter irgendwelchen Einflüssen oder Einwirkungen auch erst „gewachsen“ ist. Sie können nur sagen: Ich finde mich aber jetzt so mit einer Unlustigkeit vor, und ich sehe augenblicklich keinen Zugang, dahinterzukommen, wieso die Unlustigkeit zustande gekommen ist und wieso sie besteht. Dann bleibt noch immer fraglich, ob man sich überhaupt genügend mobilisiert hat, hinter die Zusammenhänge zu kommen. Da haben wir ein ganz ähnliches Problem, wie bei dem, was Freud über die Fehlhandlungen aufgedeckt hat. Wir sind gewöhnt zu sagen: Es ist ein Zufall, dass ich das vergessen habe... – es ist ein Zufall, dass ich mich versprochen habe – , wenn wir uns aber genügend Zeit lassen, und wenn es uns wichtig genug wäre, dahinterzukommen, dann können wir sehr wohl Zugänge dazu finden, um aufzudecken, welche Faktoren den „Zufall“ herbeigeführt haben. Sie könnten sich auf diese Weise ja auch wieder retirieren und sagen: Es ist halt ein Zufall, dass ich keine Lust habe, Schlittschuhlaufen zu lernen, oder: Es ist wieder ein „Zufall“, dass ich Lust dazu habe. Dann drehen wir uns im Kreis und sag[en] wieder: Wenn wir es ernst nehmen, gibt es ja keinen Zufall! Zugleich verstehe ich ja, es wäre mir möglich, wenn ich Schlittschuhlaufen wollte, das zu lernen! – aber ich habe keine Lust! Das bedeutet nichts anderes als: Gründe, die mir bewusst sind, oder Gründe, die mir unbewusst

Im Archiv geblättert



sind, hindern mich, das, was ich eventuell als wünschenswert eingesehen habe, auch zu verwirklichen! Mehr sagt: „Ich habe keine Lust“ nicht aus. Es sagt einfach mit anderen, noch unverbindlicheren Worten etwas aus, was viel verbindlicher und viel verantwortlicher klingt, wenn ich es mit zweckmäßigeren Worten sagte, z. B.: Ja! ich sehe ein, ich könnte, aber ich habe keine Lust, d.h. der Gewinn, den ich mir davon verspreche an Geld, oder der Gewinn, den ich mir davon verspreche an Gewandtheit, oder der Gewinn, den ich mir davon verspreche an Prestig[e], scheint mir für mein Geschäftsgebahren [sic] und in meinem Hauptbuch keine genügend hohe Dividende zu sein, als dass es mir lohnte, das entsprechende Kapital an Einsatz zu investieren! Gar nichts anderes! Was ich da sage, klingt vielleicht sehr grob und sehr roh und sehr primitiv, aber es ist nichtsdestoweniger richtig!”

Sabina Keiling ist freiberuflich u.a. als Historikerin tätig und seit 2006 mit der Archivierung der Nachlässe von Jacoby, Gindler und Ludwig beauftragt. Seit 2005 Auseinandersetzung mit der Arbeit Gindlers und Jacobys in Kursen bei Marianne Haag und anderen. Lebt in Leipzig. Sabina.Keiling@gmx.de

Nicht nur in Deutschland wirkte und wirkt die Arbeit von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby weiter. In alle Welt verstreut wurden die Menschen, die in unterschiedlicher Weise damit verbunden waren. In dieser Ausgabe erinnern wir an zwei Menschen, die in der Schweiz lebten und durch Begegnungen mit Heinrich Jacoby entscheidend geprägt wurden.

Immer mehr ins Leben kommen ... Zum Gedenken an Maya Rauch

Verena Ehrich-Haefeli

Am 4. August 2008 ist Dr. phil. Maya Rauch, langjähriges Beiratsmitglied der Stiftung, im Alter von 83 in Zürich gestorben. Sie hat mit ihrem Engagement und durch großzügige Zuwendungen die Arbeit der Stiftung unterstützt und so dazu beigetragen, dass auch nachfolgende Generationen die Möglichkeit haben, sich mit der Arbeit Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys auseinanderzusetzen.

Verena Ehrich-Haefeli erinnert in ihrem Nachruf an Maya Rauch.

Dass sich im letzten Lebensabschnitt von Heinrich Jacoby erneut eine Anzahl meist junger Menschen in Zürich um ihn versammelte, die an der ‚Arbeit‘ brennend interessiert waren, ist Maya Rauch zu verdanken. Im Didaktik-Kurs für angehende Gymnasiallehrer von Senta Frauchiger zeigte sich ihr eine so ungewohnt eigenständige Mitarbeit der Schülerinnen im Unterricht, dass sie nach der Quelle solcher Lebendigkeit fragen musste, und Senta Frauchiger wies sie auf die Arbeit von Heinrich Jacoby hin. So meldete Maya Rauch sich an für den vierwöchigen Einführungskurs in Jona am oberen Zürchersee im Sommer 1958; und als ich sie an einem Wochenende da besuchte, war mir sofort klar, dass ich am nächsten Einführungskurs, der leider erst in zwei Jahren stattfand, teilnehmen musste. Maya brachte dann noch fünf weitere interessierte Menschen mit, und die Neuen mobilisierten ihrerseits wieder weitere Teilnehmer für den nächsten Einführungskurs von 1962, der leider der letzte war. (Die Teilnahme an dem vierwöchigen Einführungskurs war Bedingung für die Mitarbeit an den wöchentlichen Kursabenden). Nach Heinrich Jacobys Tod setzte sich die Arbeit der Gruppe viele Jahre fort unter der behutsamen Leitung von Frau

Dr. Ruth Matter. – Das war aber nur der Beginn von Maya Rauchs Sich-Einsetzen für Heinrich Jacobys ‚Arbeit‘; im weiteren wird von mehr noch die Rede sein.

Maya Rauch wurde am 15. Februar 1925 in Heidelberg geboren, in eine schwierige und doch so lebendige Zeit hinein. Und schwierig, aber auch ebenso bereichernd waren die etwas unbürgerlichen und ökonomisch meist prekären Familienverhältnisse, die mit der Machtübernahme der Nazis noch schwieriger wurden. Maya erzählte oft und ausführlich von ihrer Kindheit. Prägend im Guten wie im Problematischen war ihre Mutter Mila Esslinger-Rauch, die sich in München und Paris als Malerin ausgebildet hatte, aber an praktischer Lebensbewältigung wenig interessiert war. Viel bedeuteten Maya die Brüder Ernst Michael (Beppo), der mit kaum 17 Jahren noch in den letzten Kriegswochen an der Ostfront fiel, und der sieben Jahre jüngere Lukas, dazu in späterer Zeit ihre Halbbrüder, Andreas und Michael Zimmer. Die wichtigste Person aber war ihr Vater, der bedeutende Indologe Heinrich Zimmer-von Hofmannsthal, der an der Universität Heidelberg lehrte und der im Kind Maya die Liebe zur Welt der Mythen und Märchen und der Dichtung überhaupt geweckt hat. Maya sah ihn an ihrem 14. Geburtstag zum letzten Mal, da er wegen „jüdischer Versippung“ 1939 emigrieren musste; er starb 1943 in den USA. Der jüdische Ziehvater Eugen Esslinger hatte sich 1936 mit der Familie in die Schweiz geflüchtet, deren Behörden aber Mila und die Kinder 1938 wieder nach Deutschland zurückschickten, wo sie fortan in einem kleinen Dorf am Neckar wohnten. Mittellosigkeit und der Krieg machten das Leben zunehmend schwierig, so musste Maya früh selbständig werden und Verantwortung

Erinnerungen

übernehmen. Sie erzählte, wie Mila sie öfter schickte, Kartoffeln zu ‚beschaffen‘ und wie sie sich dann bemühte, diese von den Äckern mehrerer Bauern zu nehmen, damit nicht einer allein den ganzen Schaden zu tragen hätte. Maya begann früh, neben der Schule zu arbeiten – in der Landwirtschaft, dann in einer Milchzentrale. Oft berichtete sie von dem Glück der so lang ersehnten Befreiung von dem verhassten Regime durch die Amerikaner im Frühjahr 1945.

Inzwischen war es ihr gelungen, sich privat auf das Abitur vorzubereiten, so konnte sie 1946 in Heidelberg ein Studium beginnen. Ein Jahr lang wohnte sie bei dem Philosophen Karl Jaspers, in dessen Umgebung noch ein Nachklang des so reichen geistigen Lebens jenes Heidelberg der 1920er Jahre fortlebte, zu dem Heinrich Zimmer wesentlich beigetragen hatte, und das ab 1933 systematisch zerschlagen worden war. Nach der Währungsreform 1948 musste Maya wieder ganztägig arbeiten und fand eine Stelle als Laborantin. 1950 entschied sie sich, Deutschland zu verlassen, da es ihr nicht mehr möglich war, in dem für sie kaum veränderten faschistischen Klima der Nachkriegszeit zu leben, und kam nach Zürich. Sie war 25 Jahre alt.

Hier begann sie ein Studium der Germanistik und Anglistik und verdiente ihr Leben als Künstlermodell (unter anderem für Ernst Hubacher) und als eine Art ‚Hausangestellte für feinere Aufgaben‘ mit Kost und Logis bei wohlhabenden Familien. Einen Englandaufenthalt von 1953 bis 55 ermöglichte sie sich als Köchin in einer progressiven Schule. Kurz danach kam ich von einem zweijährigen Stipendienaufenthalt in USA zurück, und wir schlossen Freundschaft im Doktorandenseminar von Prof. Emil Staiger. Emil Staiger war für uns ein wunderbarer Lehrer und Interpret, weil bei ihm die literarischen Texte wie nirgends sonst lebendig wurden; für ihn galt, was Maya Rauch einmal von ihrem Vater schrieb: „Seine Arbeit war Teil des Lebens und sein Leben Teil der Arbeit, das war wohl die Voraussetzung seiner Produktivität.“ Nach Staigers Vorlesungen mussten wir das Gehörte diskutieren und weiterspinnen auf dem gemeinsamen Heimweg den Berg hinauf; bei mir angelangt, waren wir noch nicht fertig damit, so begleitete ich Maya bis zu ihr hinauf, dann sie mich wieder abwärts bis zu mir etc., bis alles geklärt schien. So dann auch das Durchsprechen auf sonntagelangen Wanderungen unserer Dissertationsprojekte, wo schliesslich jede

das Forschungsgebiet der anderen so gut wie das eigene kannte und gelegentlich dazu beitragen konnte. Mit der Teilnahme an den Kursen Heinrich Jacobys rückten dann für uns beide auch Fragen des Unterrichtens in ein ganz neues Licht voll neuartiger Aufgaben, Arbeit für ein Leben ...

In der Zeit der Vikariate an verschiedenen Zürcher Gymnasien traf es sich, dass wir an der Kantonsschule „Hohe Promenade“ dieselbe Abschlussklasse unterrichteten, Maya in Deutsch, ich in Englisch, und dass wir in dem Berghaus der Schule eine Arbeitswoche gemeinsam durchführten. Maya wählte dafür Georg Büchners ‚Dantons Tod‘ und ich den ‚Hamlet‘, zwei Stücke, die wir beide besonders liebten. Es wurde eine für mich unvergessliche Woche. An Mayas Beredigung kamen zwei weisshaarige, inzwischen wohl auch schon pensionierte Lehrerinnen auf mich zu und erinnerten mich an jene beglückende gemeinsame Arbeit.

1966 wurde Maya als Lehrerin für Deutsch an das Gymnasium „Hohe Promenade“ gewählt, eine Lebensstellung, die sie bis zur Pensionierung innehatte. Oft sprach sie davon, welches Glück es für sie bedeutete, nachdem sie so lange in stets prekären Umständen von heute auf morgen gelebt hatte, nun endlich in ‚geordnete Verhältnisse‘ zu kommen und über ein ausreichend gutes Einkommen zu verfügen. Rektor Hans Sträuli erwies sich für Maya als eine Verkörperung dessen, was sie in der Schweiz gesucht hatte und was dann freilich doch eher selten anzutreffen war; das Klima an der Schule bezeichnete sie als ‚gelebte Demokratie‘. Sie wurde eine von Schülern und Kollegen hochgeschätzte Lehrerin, die wohl hohe Ansprüche stellte und den Schülern auch schwierige Texte zumutete, aber sie dafür zu begeistern wusste. Sie erkannte auch, wenn einer der jungen Menschen in Not war, und konnte oft helfen, sich neu zu orientieren. 1967 ging ich zur weiteren Arbeit an die Universität Genf, aber da wir beschlossen, die Telefonrechnungen nicht zu beachten, dauerte unser Gespräch über ‚Leben und Literatur‘ ununterbrochen und im Ruhestand wieder intensiviert fort. Maya wurde Patin einer meiner Töchter, die Maya recht eigentlich verehrt hat. Nach ihrer Pensionierung widmete Maya sich editorischen Arbeiten, vor allem zu den Neuausgaben der Werke ihres Vaters; in den letzten Jahren arbeitete sie intensiv an einer Ausgabe der Briefe ihres Vater

[...] Die ersten Organe, die sie [die Natur] Kindern mit auf die Welt gibt, sind dem nächsten unmittelbaren Zustande des Geschöpfs gemäß; es bedient sich derselben kunst- und anspruchslos, auf die geschickteste Weise zu den nächsten Zwecken. Das Kind, an und für sich betrachtet, mit seines Gleichen und in Beziehungen die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitre Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies.

Johann Wolfgang von Goethe

an die Mutter Mila, die ein unglaublich lebendiges und zugleich ganz unverklärtes Bild jener durch das Dritte Reich schliesslich zerstörten geistigen Welt vermitteln.

Maya war grenzenlos hilfsbereit und grosszügig; wenn sie etwas hatte, war es ihr selbstverständlich zu teilen. So unterstützte sie z.B. über viele Jahre hin Freunde im Ausland, von deren bedrückten Umständen sie wusste. Eine Begebenheit aus der Studentenzeit, als wir beide sehr dürftig von der Hand in den Mund lebten, ist mir unvergesslich. Maya besass ein sehr schönes Woll-Ensemble – ‚Faubourg St. Honoré‘ lasen wir bewundernd auf der gestickten Etikette –, das ihr eine französische Malerin, für die sie Modell stand, geschenkt hatte, und das ihr ‚gutes Stück‘ vorstellte. Dann aber begab es sich, dass eine wohlhabende Bekannte sie einmal zu ‚Weinberg‘ an der Bahnhofstrasse führte und ihr dort das schönste Ensemble aus englischem Tweed kaufte. Also kam das französische Exemplar an mich, die ich natürlich nichts dergleichen besass; es ist dann, etwas verkleinert, auf Jahre hinaus mein ‚gutes Stück‘ geblieben und hängt noch heute in meinem Schrank, weil so viele liebe Erinnerungen damit verbunden sind.

Doch zurück nun zu Heinrich Jacoby und der ‚Arbeit‘: 1960 wurde das grosse schöne Haus am Zürichberg, wo Maya ‚bessere Haustochter‘ gewesen war, frei. Dank ihrer Vermittlung übernahm Frau Dr. Ruth Matter das Haus, in welchem Heinrich Jacoby dann den ersten Stock bewohnte, wo sich auch der grosse Probiert- und Musikraum befand, in welchem fortan die Kurse stattfanden.

Bei der schwierigen Herstellung des Textes von ‚Jenseits von ‚begabt‘ und ‚unbegabt‘ aus den Bandaufnahmen eines Einführungskurses hat auch Maya mitgeholfen; vor allem aber war sie es, die dank ihrer Freundschaft mit der Leiterin der internationalen Verlagsagentur Ruth Lipmann in Zürich schliesslich die Verbindung zum Christians-Verlag in Hamburg ermöglichte, bei dem das Buch erschien.

Als es dann im Jahr 2000 darum ging, eine englische Übersetzung des Buchs in die Wege zu leiten, war Maya wesentlich daran beteiligt, dass die Aufgabe einem hochqualifizierten Übersetzerteam übertragen wurde, unter anderem auch dadurch, dass sie einen grossen Teil der hohen Kosten selber übernahm.

All dies bezeugt, wie viel Heinrich Jacobys ‚Arbeit‘ für Maya Rauch bedeutete – vor allem natürlich, weil sie Wege eröffnete, um mehr am Leben zu sein, aber auch weil die Arbeit frühe Prägungen durch ihren Vater wiederbelebte und nun in deutliche, umfassende Zusammenhänge stellte. In einer Kurzbiographie ihres Vaters berichtet Maya folgendes: „Ich war etwa neun Jahre alt, kam heim von der Schule, und er fragte, was wir gerade lernten: es war der Kreislauf des Wassers; den musste ich nun beschreiben: aus den Wolken kommt der Regen, versickert in der Erde, taucht wieder auf als Quelle, wird zum Bach, zum Fluss und endet im Meer, wo das Wasser verdunstet und wieder Wolke wird und der Kreislauf von neuem beginnen kann. Und er fügte hinzu: ‚Die ganze Natur ist Teil dieses Kreislaufs, alle Pflanzen, alle Tiere und du selbst, dein Blut, dein Schweiß ist Teil davon.‘ Wie er sprach, hob er den Arm, und ich sah etwas Schweiß

Erinnerungen

auf seiner Haut, es war Sommer. Der Kreislauf des Wassers bekam eine andere Dimension für mich, ich gewann das Gefühl, Teil der Schöpfung zu sein, auf eine neue Weise.“ Das war ein wunderbares Beispiel dafür, ‚zu erleben statt nur im Kopf zu wissen‘.

Seit 1998 kamen neue, schwere Prüfungen durch Krankheit, Operationen, wiederkehrende Todesnähe und wiederkehrende Hoffnung und das Gefühl der Genesung. Nun wurde für Maya die Arbeit Heinrich Jacobys auf eine nochmals neue Art lebenswichtig. Es war tief beeindruckend zu sehen, mit welcher Disziplin sie immer wieder versuchte, den jeweils jetzigen Zustand zu akzeptieren und in den veränderten Um-

ständen sich neu ordnen zu lassen. Auf diese Weise konnte sie ihre Arbeit fortsetzen bis zu der von ihr selbst organisierten Hospitalisierung drei Wochen vor ihrem Tod. Sie blieb im Gespräch mit ihren Freunden bis zuletzt.

Dr. phil. Verena Ehrlich-Haefeli, Dozentin (im Ruhestand) für neuere deutsche Literatur an der Universität Genf. Kurse bei Heinrich Jacoby von 1960 bis zu seinem Tod, danach mit Ruth Matter; in den 1990er Jahren mehrmals bei Sophie Ludwig in Berlin, seither gelegentlich Wochenenden mit Marianne Haag sowie Stefan Laeng-Gilliat.

Erinnerung an Walter Biedermann (1920–2009)

Inken Neubauer

Am 3. April 2009 ist im 89. Lebensjahr in Basel Dr. chem. Walter Biedermann gestorben. Geboren am 19. Juli 1920, wuchs er in Winterthur auf, studierte und promovierte in Zürich und arbeitete über 30 Jahre in der Farbenforschung (Basler Industrie). Schon als Student begegnete Walter Biedermann im Jahr 1944 Heinrich Jacoby. Wie eindrucksvoll diese Begegnung war, beschreibt er in einem seiner Bücher: „An die Einzelheiten des Gesprächs kann ich mich nicht mehr erinnern. Es war jedenfalls so eindrücklich, dass ich wieder und wieder zu Jacoby ging, in großen zeitlichen Abständen, freilich. Ich spielte ihm Klavierstücke vor und merkte, dass er nicht begeistert war. [...] Dann setzte er sich an den Flügel und improvisierte. Ich war fasziniert, ich habe seither nie mehr auf ähnlichem Niveau improvisieren gehört. [...] Eines Tages erhielt ich eine gedruckte Einladung zu einem Einführungskurs. Ich meldete mich an, freilich ohne zu ahnen, mit welch' tiefgreifenden Folgen.“

Die Erfahrungen, die Walter Biedermann in Kursen bei Heinrich Jacoby sammelte, haben ihn so bewegt, dass er sich besonders nach seiner Pensionierung für die Verbreitung von dessen Arbeit einsetzte. Er schrieb verschiedene Beiträge für Zeitschriften, hielt

Vorträge und publizierte drei Bücher, von denen eines eigene Berichte aus seiner Zeit der Kursteilnahme (Résumés) enthielt. Darüber hinaus engagierte er sich im schweizerischen „Arbeitskreis Heinrich Jacoby/Elsa Gindler“. 2001 war er einer der Initiatoren der Jacoby – Gindler – Tagung in Weggis (Schweiz).

Obwohl sich das Verständnis, das Walter Biedermann von der Arbeit Jacobys hatte, von dem in der Stiftung vertretenen unterschied, schätzen Vorstand und Beirat das Engagement Walter Biedermanns für die Arbeit Jacobys. Von besonderer Bedeutung wurde sein Artikel „Erkennen, was man in sich trägt“ – Erinnerung an den Pädagogen Heinrich Jacoby in der Neuen Zürcher Zeitung (1989), der zur Verbreitung des Buches vor allem in der Schweiz wesentlich beigetragen hat.

Walter Biedermann gebührt Dank und Anerkennung für seine langjährige nachdrückliche Bemühung um die Arbeit Heinrich Jacobys.

Neue Bücher

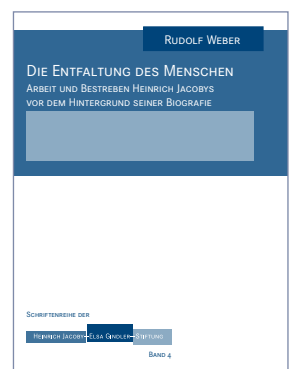
Inken Neubauer: Zur Praxis der Arbeitsgemeinschaft Heinrich Jacobys: „Interessieren durch das, wie wir sind ...“ Hamburg 2010. Verlag Dr. Kovac. 472 Seiten. ISBN 978-3-8300-4821-3. 44 Euro.



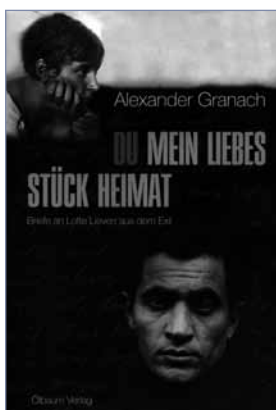
In dieser Dissertation wird Heinrich Jacoby (1889–1964) als Pionier einer erfahrungs- und leiborientierten Pädagogik in den Blick genommen. Jacoby war überzeugt, dass tiefgreifende Veränderungen der Person auf der Ebene des Verhaltens und Seins notwendig sind, damit beispielsweise auch pädagogische Reformbemühungen fruchten können und nicht auf der Ebene theoretischer Forderungen stehen bleiben. In den Mittelpunkt seiner praktischen Arbeit stellte er deshalb die Intention einer umfassenden Persönlichkeitsentwicklung von Erwachsenen im Sinne einer „Entfaltung“ und „Nachentfaltung“. Erstmals wird in dieser Studie umfangreiches Material aus dem Archiv der Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung wissenschaftlich ausgewertet. Dabei wird am Beispiel der Arbeitsgemeinschaft von 1950 untersucht, wie Jacoby in seinen Arbeitsgemeinschaften eigentlich vorgegangen ist. Durch die ebenfalls neue Einbeziehung von Teilnehmermaterialien konnten Erfahrungs- sowie Reflexionsprozesse von Teilnehmenden rekonstruiert werden. Durch die Auswertung großer Teile der Korrespondenz Jacobys enthält die Studie außerdem wichtige Hintergrundinformationen zu Entstehungskontexten seiner Arbeit.

Rudolf Weber: Die Entfaltung des Menschen – Arbeit und Bestreben Heinrich Jacobys vor dem Hintergrund seiner Biografie. Band 4 der Schriftenreihe der Heinrich Jacoby–Elsa Gindler–Stiftung. Berlin 2010. 144 Seiten. ISBN 978-3-00-030014-1. 25 Euro.

In diesem Buch wird in neun Abschnitten Wesentliches der Überlegungen Heinrich Jacobys zur Entfaltung des Menschen dargestellt. Durch „Einige Notizen über grundlegende Tatsachen, die wir ständig gegenwärtig halten sollten“ von Heinrich Jacoby, die hier erstmals veröffentlicht sind, wird diese Darstellung ergänzt. Mit ihnen ist eine systematische Grundlegung seiner Forschung gegeben. Die Quellen zum Buch entstammen überwiegend dem Archiv der Stiftung. Die Beschreibung von „Arbeit und Bestreben Heinrich Jacobys“ führt in dessen lebenslanges Forschen ein, in seine Weitsicht und umfassende Orientierung sowie in die Zukunftsorientierung seiner Überlegungen. Auf seinem Weg vom Kapellmeister zum Privatgelehrten verlässt Jacoby die auf Musik begrenzten Ausdrucksmöglichkeiten und wendet sich insgesamt Fähigkeiten zu, die aufgrund menschlicher Konstitution allen zur Verfügung stehen könnten. In sehr vielen Fallstudien konnte er diese Entwicklungspotentiale des Menschen nachweisen und dokumentieren. Dabei war es sein Anliegen, ungeachtet aller Fertigkeiten und allen Wissens die Qualitäten menschlichen Handelns zu erforschen, sie in stetigem erneuten Probieren spürbar werden zu lassen.



Alexander Granach: Du mein liebes Stück Heimat. Briefe an Lotte Lieven aus dem Exil. Hrsg. von Angelika Wittlich und Hilde Recher. Augsburg 2008. Ölbau Verlag. 471 Seiten. ISBN 978-3-927217-64-5. 29,90 Euro.



Alexander Granach, einer der bedeutenden Schauspieler des Expressionismus, war auch Schüler von Heinrich Jacoby und Elsa Gindler. Wie so viele musste er aus dem Deutschland der Nazis flüchten. Sein Weg führte ihn über Warschau und Galizien in die Sowjetunion und schließlich in die USA. Die Briefe, die Alexander Granach an seine Lebensgefährtin Lotte Lieven schrieb, sind nicht nur Zeugnisse einer außerordentlich interessanten Chronik des Exils. In Ihnen zeigt sich auch, welche Bedeutung die Arbeit Jacobys und Gindlers für Alexander Granach hatte, für seine Arbeit als Schauspieler wie für die Bewältigung der schwierigen Situationen des Exils. Granach kennt und beschreibt ein ganzes Netzwerk von Personen, die aus dem Umkreis der Schüler(innen) Gindlers und Jacobys kommen. Die Briefe sind – auch aus Sicht der Arbeit Gindlers und Jacobys – ein faszinierendes Stück Zeitgeschichte.

Aus dem Vorstand

Ein Wort zur finanziellen Situation der Stiftung und zu den Ermäßigungen von Kursgebühren

Udo Petersen

Die Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung bietet Ermäßigungen für die Teilnahme an ihren Veranstaltungen an. So gilt seit vielen Jahren der Grundsatz, dass niemandem die Teilnahme an Kursen zu Fragen und Aufgabenstellungen aus der Arbeit Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys aus finanziellen Gründen verwehrt sein soll. Das soll nach Möglichkeit auch so bleiben. Leider ist die finanzielle Lage der Stiftung aber so eng, dass der Gesamtbetrag aller gewährten Ermäßigungen die Möglichkeiten in den anderen Aufgabenbereichen der Stiftung, nämlich der dringend notwendigen Aufarbeitung des Archivs, der Durchführung von Ausstellungen, Lesungen, Konzerten, der Herausgabe von Publikationen (inklusive des Rundbriefs), der wissenschaftlichen Aufarbeitung von Erkenntnissen Gindlers und Jacobys spürbar einschränkt. Vorstand und Beirat versuchen einen guten Weg für die Zukunft zu finden, Kursermäßigungen weiterhin zu ermöglichen und trotzdem für die anderen Bereiche der Arbeit finanziellen Spielraum zu haben. Es wird evtl. auf eine begrenzte Anzahl ermäßigter Kurse pro Interessent(-in) hinauslaufen, aber hier müssen wir die Klärung innerhalb der Gremien abwarten.

Eine andere Möglichkeit sehen wir darin, die für einige Teilnehmende notwendigen Ermäßigungen von Kursgebühren durch freiwillige Aufschläge anderer, finanziell besser gestellter Teilnehmender auszugleichen. So werden wir in 2010 erstmals die Kosten für die von der Stiftung veranstalteten Kurse staffeln. Neben dem regulären Kostenbeitrag wird auch ein sog. Unterstützungspreis genannt. Wir bitten alle, deren finanzielle Situation es zulässt, diesen höheren Betrag zu zahlen, damit die Ermäßigung von Kursgebühren weiter zu ermöglichen und dazu beizutragen, dass die Stiftung ihrem breiten Aufgabenspektrum gerecht werden kann.

An diesem Punkt zeigt sich wieder einmal, dass die Stiftung leider nicht so vermögend ist, wie es nach außen manchem erscheinen mag. In diesem Sinn bit-

ten wir auch mit diesem Rundbrief wieder darum, die Stiftung mit Spenden, Zustiftungen, Schenkungen und Erbschaften zu bedenken. Auch eine Empfehlung an Menschen, die die Stiftung vielleicht nur mittelbar kennen, aber einer Unterstützung der Arbeit trotzdem nicht abgeneigt sind, ist hilfreich. Der letzte Spendenaufruf hatte eine Erhöhung der Spenden zur Folge. Erfreulicherweise ist insbesondere die Zahl regelmäßiger Spenden gestiegen. Allen Spenderinnen und Spendern auch auf diesem Wege vielen Dank! So konnte unter anderem der Band 4 der Schriftenreihe auf den Weg gebracht werden, da ein Grundbetrag von 3000 Euro zusammengekommen ist. Darüber freuen wir uns sehr.

Die Realisierung weiterer Projekte wäre wünschenswert, nicht zuletzt um die Arbeit Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys vor dem Vergessen zu bewahren. Es ist unser Wunsch, sie einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen und dafür zu sorgen, dass die Erkenntnisse und Konsequenzen mehr und mehr in die Gesellschaft hineinwirken können. Zur Zeit gibt es für entsprechende Projekte mehr Ideen als Umsetzungsmöglichkeiten. Um dies zu ändern, ist die Stiftung auf finanzielle Unterstützung angewiesen.

In diesem Sinn liegen dem Rundbrief ein Faltblatt zu Spendenmöglichkeiten und ein Überweisungsträger bei. Auch mit kleinen Spenden unterstützen Sie unsere Arbeit fühlbar. Bitte sprechen Sie uns an, wenn Sie Fragen haben.

*Udo Petersen ist seit Januar 2008 Mitglied im Vorstand der Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung. Er arbeitet als Lehrer für Musik, Religion und Geschichte an einer Gesamtschule und ist Mitarbeiter am Hamburger Landesinstitut für Lehrerfortbildung. Auseinandersetzung mit der Arbeit Gindlers und Jacobys in Kursen bei Marianne Haag und anderen.
Udo.Petersen@t-online.de*

Nachrichten und Hinweise

Positive Spendenentwicklung und erfreuliche Veränderungen

» Die Stiftung ist dankbar für ein deutlich erhöhtes Spendenaufkommen im Jahr 2009. Die finanzielle Unterstützung vieler Menschen trägt wesentlich dazu bei, dass die Stiftung neue Wege gehen kann, um eine breitere Öffentlichkeit für die Anliegen von Elsa Gindler und Heinrich Jacoby zu interessieren. Der Erfolg dieser neuen Wege ist spürbar und sichtbar: Es sind vermehrt Anfragen an die Stiftung zu registrieren, der Bücherverkauf ist gestiegen, und es kommen inzwischen auch Menschen zu den Veranstaltungen, die bisher noch nicht von der Arbeit angesprochen waren.

Insgesamt war 2009 ein Jahr voller Veränderungen. Besonders erfreulich ist, dass die Stiftungsaktivitäten weiter an Lebendigkeit gewinnen. Dies zeigen nicht nur das rege Interesse an und die Mitarbeit in den Kursen. Auch das erweiterte Veranstaltungsspektrum, die neu entstehenden Projekte und die Weiterführung der Archivarbeit sind dafür Kennzeichen. Immer mehr Menschen bringen ihre Erfahrungen, Kompetenzen und Ideen in die Stiftung ein. Vorstand und Beirat freuen sich, dass der Kreis der mit der Stiftung verbundenen Menschen gewachsen ist und danken allen, welche die Stiftung unterstützen.

Nur mit weiterer Unterstützung ist die Stiftung in der Lage, ihr breites Aufgabenspektrum zu erfüllen (vgl. auch S. 32)

Einführungskurse, zum ersten Mal auch außerhalb Berlins

» Zum ersten Mal veranstaltete die Stiftung im Sommer 2009 einen Einführungskurs außerhalb Berlins. 13 Teilnehmende nahmen in der letzten Augustwoche in München-Grünwald unter der Leitung von Marianne Haag und Birgit Rohloff daran teil. Von nun

an soll jährlich ein Einführungskurs außerhalb Berlins angeboten werden. Die Stiftung kommt damit dem verschiedentlich geäußerten Wunsch nach, die Angebote der Stiftung auf andere Regionen Deutschlands auszuweiten. Die nächsten Einführungskurse finden statt vom 28. März – 3. April 2010 in Berlin und vom 29. August – 4. September 2010 in Leipzig.

Neues Vorstandsmitglied

» Neu in den Vorstand der Stiftung wurde im November 2009 Carola Portenlänger (München) gewählt. Sie tritt neben die bisherigen Vorstandsmitglieder Wolfgang von Arps-Aubert (Berlin), Udo Petersen (Hamburg), Birgit Rohloff (Berlin) und Dr. Hans-Peter Wüst (Berlin).

Neue Besetzung der Redaktion des Rundbriefs

» Nach vielen Jahren intensiver Mitarbeit hat Wolfgang von Arps-Aubert im Frühjahr 2009 seine Tätigkeit in der Redaktion des Rundbriefs beendet. Vorstand, Beirat und Redaktion danken für sein langjähriges unermüdliches Engagement. Neu in die Redaktion gekommen ist Sabina Keiling (Leipzig).

Benefiz-CD

» Der Live-Mitschnitt des 1. Gesprächskonzerts der Stiftung mit Wolfgang Boettcher (Violoncello) liegt inzwischen als Benefiz-CD vor. Diese bietet die Möglichkeit, den Abend nachzuerleben und sich von der Musik (Höhepunkte der Literatur für Violoncello solo sowie selten gespielte zeitgenössische Werke) und dem Gespräch erreichen zu lassen.

Nachrichten und Hinweise

Band 4 der Schriftenreihe

» Im Februar 2010 erscheint von Rudolf Weber „Die Entfaltung des Menschen – Arbeit und Bestreben Heinrich Jacobys vor dem Hintergrund seiner Biografie“ als Band 4 der Schriftenreihe der Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung (Preis 25 Euro, ISBN 978-3-00-030014-1). Vgl. S.31.

Dissertation von Inken Neubauer

» Die Dissertation „Zur Praxis der Arbeitsgemeinschaft Heinrich Jacobys: ‚Interessieren durch das, wie wir sind ...‘“ von Inken Neubauer ist im Verlag Dr. Kovač erschienen und kann über die Stiftung und den Buchhandel bezogen werden. (Preis 44 Euro, ISBN 978-3-8300-4821-3) Vgl. S. 31.

Neuordnung der Bibliothek

» Die in den Räumen der Stiftung befindliche Bibliothek Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys ist neu geordnet. Sie steht jedem Besucher als Präsenzbibliothek zur Verfügung. Ein EDV-Programm unterstützt auf einem eigenen PC den Zugang zu Schlagworten und Titeln. Vgl. S. 10.

Norbert Klinkenberg hielt am 15. November 2009 in der Stiftung einen Vortrag zur „Bibliothek Elsa Gindlers und Heinrich Jacobys“. Das vollständige Vortragsmanuskript kann für 5 Euro über das Büro der Stiftung bezogen werden.

Neuer Vorstand der Goralewski-Gesellschaft

» Die Goralewski-Gesellschaft hat seit September 2009 einen neuen Vorstand: Gabriele M. Franzen und Sibylle Köhler sind 1. und 2. Vorsitzende. Weitere Informationen: www.goralewskigesellschaft.de

Neue Veröffentlichung

» Folgende neue Veröffentlichung von Gabriele M. Franzen liegt vor: „Lebendiger werden in Gesetzen und Anarchie: Verantwortung und Geschenk – Disziplin und Freiheit – Bereit werden und empfangen. moveri „Körperarbeit“ in der Tradition der Gindler/Goralewski-Arbeit“. In: Manfred Thielen (Hg.): Körper – Gefühl – Denken. Körperpsychotherapie und Selbstregulation. Gießen 2009. Psychosozial Verlag.

Benefiz CD



Gesprächskonzert
mit Wolfgang Boettcher
(Violoncello)

18. April 2009 | Grunewaldkirche Berlin
zu Gunsten der Heinrich Jacoby-Elsa Gindler-Stiftung

Werke von Y. Nakamura, V. D. Kirchner, Joh. Seb. Bach, P. Casals und Ausschnitte aus dem Gespräch mit Wolfgang Boettcher

Die CD ist der Live-Mitschnitt des Konzerts vom 18.4.2009, in dem Wolfgang Boettcher Höhepunkte der Literatur für Cello solo und selten aufgeführte Werke zeitgenössischer Komponisten musizierte. Mit dem Kauf der CD unterstützen Sie die Arbeit der Heinrich Jacoby-Elsa Gindler-Stiftung.

Basispreis: 12 Euro | Unterstützungspreis: 20 Euro

**Bestellungen: Heinrich Jacoby-Elsa Gindler-Stiftung
Tel. 030.89 72 96 05 | info@jgstiftung.de**



Heinrich Jacoby – Elsa Gindler – Stiftung

Gemeinnützige Stiftung des privaten Rechts
Teplitzer Straße 9 | 14193 Berlin-Grünwald
Tel. 030-89 72 96 05 | Fax 030-89 72 96 04
info@jgstiftung.de | www.jgstiftung.de

Bankverbindung: Konto-Nr. 720009057 bei der Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00